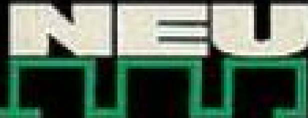
1,80 DM / Band 598
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Weg in den Schrecken

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,26 / Spanien P 150



Der Weg in den Schrecken

John Sinclair Nr. 598

von Jason Dark

erschienen am 19.12.1989

Titelbild von Jim Warren

Sinclair Crew

Der Weg in den Schrecken

Eric hatte nicht vergessen, was ihm befohlen worden war. Erst die Dunkelheit abwarten, dann aus dem Fenster klettern und zum anderen Haus hin übergehen.

Das lag hinter ihm. Mit klopfendem Herzen drückte sich der Zehnjährige in den Schatten der Hauswand. Bisher war alles glattgegangen, er hoffte, daß auch das weitere klappte.

Eric wartete ab. Obwohl er es eilig hatte, riß er sich zusammen. Nur keine Panik, nichts überstürzen!

Er ging einen Schritt zurück, blieb auf dem gepflasterten Weg stehen, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen. Er schaute hoch zu den zahlreichen Fenstern des Gebäudes. Dahinter lagen die Schlafräume, die Klassenzimmer und so weiter. Die meisten Vierecke waren dunkel. Sie schimmerten in einem matten Schwarz. Nur in einem spiegelte sich der Mond. Genau hinter dem Fenster lag Sharons Zimmer. Sie war Erics achtjährige Freundin und zudem seine kleine Cousine, das hatte man ihm gesagt.

Noch einmal schaute sich der dunkelblonde Junge um. Trotz seines geringen Alters reagierte er fast profihaft. Nicht umsonst hatte man ihm in diesem Camp eingeimpft, daß gewisse Anordnungen auch durchgeführt werden mußten.

Disziplin war alles, und dies machte sich jetzt bemerkbar. Eric stieß einen Pfiff aus.

Sharon kannte dieses Zeichen, und die Scheibe ihres Fensters war auch gekippt, im Gegensatz zu den anderen.

Kam sie?

Eric wurde nervös. Über dem Kragen des T-Shirts sammelte sich Schweiß auf der Nackenhaut. Wenn die blonde Sharon nicht erschien und er in der Nacht erwischt wurde, gab es Ärger.

Noch einmal unternahm er einen Versuch.

Und Sharon zeigte sich.

Wie mit weichen Farben gemalt, erschien hinter der Scheibe der Kopf eines Menschen. Er schmolz zusammen mit dem sich auf der Scheibe abzeichnenden Halbmond, dann bewegte sich das Glas. Im nächsten Augenblick hatte das Mädchen das Fenster geöffnet.

Eric winkte, damit er auch erkannt wurde.

Sharon nickte ihn zu. Es war für die Achtjährige nicht einfach, aus dem ersten Stock nach unten zu klettern, doch fast artistisch gewandt schob sie sich durch das Viereck, erreichte einen kleinen Vorsprung und balancierte dorthin, wo Efeu an der Wand hochwuchs.

Hinter den Pflanzen versteckt stand eine Leiter.

Eingeweihte kannten das Versteck der Leiter. Sharon gehörte zu ihnen. Zielsicher fand sie die erste Sprosse. Das Laub des Efeus raschelte, als Sharon nach unten stieg.

Sie ging geschmeidig. Man mußte schon sehr genau hinschauen, um sie überhaupt zu sehen, denn das meiste Laub deckte ihren Körper ab. Ihr Freund erwartete sie am Fuß der Leiter und hörte auch ihr erleichtertes Lachen.

Sharon blies eine Haarsträhne aus ihrer Stirn und faßte nach der Hand des Freundes. »War total leicht.«

»Ich habe Angst gehabt.«

»I wo, das haben wir geübt.« Sie zog den Jungen weg und schaute nicht einmal zurück. »Wo sollen wir jetzt hingehen?«

»Das weißt du nicht?«
»Doch – klar, ich meine, nehmen wir den direkten Weg, oder schlagen wir einen Bogen.«
»Nur das nicht.«
Sharon nickte. »Dann komm auch.« Sie senkte ihre Stimme. »Ich habe vorhin auf dem Flur Schritte gehört. Die schieben wieder Wache, glaube ich.«
»Na und?« Eric hob die Schultern. »Der Reverend steht hinter uns. Alles andere ist nicht wichtig.«
Sharon war schon vorgelaufen. Der Junge mußte sich beeilen, um sie einzuholen. Sie rannte an der Mauer entlang, die nicht nur ziemlich hoch war, sondern auch noch von Stacheldraht »verziert« wurde.
Der Weg führte bergauf. Eine einsam stehende Laterne verstreute ihr Licht schleierartig über den Boden. Wenn sie nach vorn blickten, starrten sie in die Nacht.
Bei dem unebenen Untergrund mußten sie achtgeben, daß sie nicht stolperten, aber sie waren den Weg schon öfter gelaufen, so kannten sie die Strecke wie im Schlaf.
Vor dem Tor blieben sie stehen. Beide waren außer Atem. Sharon hob den Kopf, um ihrem jungen Freund ins Gesicht schauen zu können. »Was ist jetzt?« fragte sie, Eric griff in die Tasche. Er holte einen langen Schlüssel hervor. »Das ist es.«
»Dann hast du ihn doch«, staunte das Mädchen.
»Ja – weshalb nicht?«
Sie hob die schmalen Schultern und strich die feuchten Handflächen am Jeansrock trocken. »Bisher habe ich das nicht richtig glauben können. Ich hielt dich für einen Spinner.«
»Den hat mir der Reverend persönlich gegeben und hat gemeint, daß wir jetzt reif wären, um die Geheimnisse ergründen zu können. Ich habe seine Worte genau behalten.«
»So? Hat er das?«
»Ja.«
»Und die anderen?«
»Das ist nicht meine Sache, Sharon. Wir gehören jedenfalls zu den Auserwählten, die hingehen dürfen.« Eric schob den Schlüssel ins Schloß, es klappte wie am Schnürchen.
Er drehte ihn zweimal herum. Das leichte Knarren irritierte ihn, und Sharon schaute mit fieberndem Blick zurück, war beruhigt, daß niemand sie verfolgte. Sie schienen es wirklich geschafft zu haben, ungesehen wegzukommen.
Eric stieß das Gittertor nur so weit auf, daß beide hindurchschlüpfen konnten. Dann drückte er es wieder zu, ohne allerdings abzuschließen. Zitternd stand Sharon neben ihm und schaute zum fast schwarzen Himmel.

Es war nicht kalt. Dieser Sommer in England ließ die vielen schlechten der letzten Jahre vergessen. Am Himmel stand der Halbmond, umgeben von glitzernden Sternenhaufen. Der Wind wehte ihnen in die Gesichter. Er kam direkt aus den Felsen, die sich tagsüber aufgeheizt hatten und die Wärme jetzt wieder abgaben.

Eine warme, eine schwüle Nacht, in der die Temperaturen kaum gefallen waren. Eric spürte, wie Sharon ihre Hand in die seine schob.

»Ich habe Angst, Eric.«

»Das habe ich auch. Es kann aber nichts passieren, der Reverend hat es gesagt. Wenn wir da sind, werden wir sehen, daß die Träume wahr werden können.« Eric sprach wie ein Erwachsener und wiederholte dabei nur die Worte des Reverends.

»Wie du meinst.«

Sie gingen los. Zunächst noch über einen weichen Untergrund, der später allerdings von Felsgestein abgewechselt wurde, das buckelartig hervorwuchs und an einigen Stellen regelrechte Stolperfallen bildete. Bäume oder Sträucher verschwanden, vor den beiden Kindern lag allein die glatte und manchmal labyrinthartige Felsregion mit all ihren Spalten, Riffen, Einkerbungen und Höhlen, durch die der Wind heulte.

Das gefiel Sharon nicht. Sie zitterte, was auch ihr um zwei Jahre älterer Freund merkte. »Du brauchst keine Angst zu haben, Sharon. Es geht alles glatt, glaub mir.«

»Ja, ja…« Sie schluckte. »Das ist nur alles so komisch. Ich höre immer Stimmen.«

»Es ist der Wind, Sharon, nur der Wind. Er findet seinen Weg durch die Felsen.«

Das Mädchen hob die Schultern. Komisch war Sharon schon zumute, doch sie hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und mußte ihn auch jetzt aufessen.

Selbst in der Dunkelheit wirkten manche Felsstücke wie mit Wasser abgewaschen. Sie spiegelten sich fast, und das Gestein selbst wuchs immer höher.

Je weiter die beiden Kindern gingen, um so kleiner kamen sie sich vor. Die Umgebung bekam etwas Erdrückendes. In manche Ecken reichte kein Mondlicht mehr, dort tasteten sich die beiden Kinder wie Blinde vor.

Eric hielt Sharon an der linken Hand. Seine Rechte hatte er vorgestreckt, um Hindernisse zu ertasten.

Der schmale, mit Steinen übersäte Pfad wand sich immer höher.

Manchmal traten die hohen Seitenwände zurück. Dann kamen die beiden sich vor, als würden sie durch eine Schüssel gehen, die sich immer mehr erweiterte und dafür sorgte, daß der Pfad nicht mehr anstieg, sondern eben weiterführte.

Beide schwitzten sie, waren außer Puste. »Ja«, sagte Eric, sich den

Schweiß aus dem Gesicht wischend. »Ja, ich glaube, wir haben es geschafft.«

»Wo… wo ist denn die Höhle?«

Er lachte leise. »Der Reverend hat gesagt, daß wir immer weitergehen müssen. Wir bewegen uns darauf zu.«

»Ich weiß, daß er auch erzählt hat, daß wir sie erkennen können. Oder etwa nicht?«

»Schon.«

»Ich kann nichts sehen, Eric.«

»Das kommt noch«, flüsterte er, »das kommt bestimmt noch. Keine Angst, Sharon.«

Sie gingen weiter, jetzt wesentlich unbelasteter, da ihnen der Weg nicht mehr so viel Mühe bereitete. Einmal noch blieben sie stehen und schauten aus dieser Höhe zurück auf das Camp. Viel war nicht zu erkennen, denn die Bauten lagen im Dunklen. Wären nicht die beiden Laternen am Tor gewesen und die Lampen in der Mitte, so hätten die beiden wahrscheinlich überhaupt nichts sehen können.

Eric zog seine kleine Freundin herum. »Du sollst nicht zurückschauen, nur nach vorn.«

Das Mädchen hob die Schultern. »Ich weiß, aber ich habe Angst.«

»Es passiert nichts, verlaß dich auf den Reverend.«

»Und wenn wir sterben?« hauchte sie.

Nach dieser Frage war Eric zunächst einmal sprachlos. Dann schüttelte er den Kopf. »Sterben? Wie kommst du denn darauf, Sharon?«

»Ich weiß auch nicht so recht.«

»Unsinn, wir werden nicht sterben.«

»Aber die Höhle soll leben.«

»Das werden wir sehen.« Er gab ihr einen Schubs. »Komm jetzt und halte dich bei mir.« Wieder faßten die beiden sich an und gingen weiter ihrem Ziel entgegen. Sie kamen sich vor wie Gefangene in einem fremden Land. Sie hätten ebenso auf einem anderen Planeten sein können. Dunkelheit, die Mondgondel, ein paar Sterne – und dann das silbrig schimmernde Licht.

Sie sahen es zugleich, und sie blieben auch gleichzeitig stehen, als das Licht vor ihnen hochwuchs, als stünde inmitten der Natur eine neblige Wand, hinter der jemand Scheinwerfer aufgebaut hatte.

Eric hielt seine Freundin fest. »Das…«, hauchte er mit heiser klingender Stimme, »das muß es sein. Das ist die lebende Höhle, die auf uns wartet, Sharon.«

Das Mädchen erwiderte nichts. Die Faszination des Neuen hatte ihm die Sprache verschlagen. Sharon spürte nur den Schauer auf ihrem Rücken und merkte, daß sich die Haut im Gesicht straffte. Tief atmete sie aus.

»Was sagst du jetzt?« flüsterte Eric erfurchtsvoll. »Was sagst du dazu, Sharon?«
»Ich weiß nicht.«
»Wir sind fast da. Komm.« Er war nicht zu bremsen, zerrte sie weiter, so daß sie hinter ihm herstolperte.
Ihre Tritte klopften auf den glatten Steinboden. Nur hin und wieder standen Grasbüschel.
Das Licht ließ die Dinge erkennen, die zuvor in der Dunkelheit verborgen geblieben waren. Sie sahen einen hohen Felsen.
Ihr Ziel...
Doch der Felsen stand nicht still. Sie sahen, wie er sich bewegte, wie er zitterte. Gleichzeitig drang aus ihm der fahle Schein, der an Intensität zunahm, und sie erkannten plötzlich, daß der Felsen, auf den sie zuliefen, eine merkwürdige Form besaß.
Sie blieben erschrocken stehen, denn davon hatte ihnen der Reverend nichts gesagt.
»Was ist das, Eric?« stotterte Sharon.
Auch der Junge mußte erst nach Luft schnappen, bevor er eine Antwort geben konnte. »Ein... ein Gesicht.«
»Im Felsen?«
Eric hob die Schultern, bekam eine Gänsehaut und sagte zögernd:
»Der Felsen ist das Gesicht.«
»Dann lebt er wohl.«
»Das kann sein.«
Sharon hatte einen Entschluß gefaßt. »Ich... ich will wieder weg!« sagte sie. »Bitte, laß uns zurückgehen. Das ist mir unheimlich.«
»Der Reverend...«
»Es ist mir egal, was der Reverend gesagt hat. Ich kann das nicht mehr aushalten.« Ihr leises Weinen überzeugte Eric davon, daß sie nicht gelogen hatte.
Eigentlich hätte auch er umdrehen und weglaufen müssen. Seltsamerweise blieb er stehen. Wäre er geflüchtet, wäre er sich vorgekommen wie ein Verräter, außerdem gab es noch einen anderen Grund, nicht wegzulaufen. Es lag an dem Gesicht, an diesem riesigen Kopf. Er strahlte etwas aus, das ihn hemmte.
Ein Felsen als Kopf, ein Felsen, der sich bewegte.
Eric hielt den Atem an, als er es sah. Das war fast unmöglich, das mußte einfach ein Traum sein, denn der Felskopf öffnete die Augen.
Über der dicken, wulstigen Nase erschienen im grauen Gestein zwei Löcher, Augen eben, wobei das rechte größer war als das linke, das mehr einem Schlitz glich.
Der Felsen lebte!
Eric war fasziniert, ohne einen Kommentar abgeben zu können.
Sharon erging es ebenso, auch sie sagte nichts und konzentrierte sich

allein auf den Felsen.

Starr blieben die Augen nicht. Innerhalb der weißen Masse bewegten sich zwei runde Pupillen, die aussahen wie Glaskugeln. Sie glotzten starr und dennoch böse. Durch die beiden verschieden großen Augen hatte das Felsgesicht einen bestimmten, lauernden Ausdruck bekommen. Es war so, als würde sie ein grausamer Riese taxierend beobachten.

»Er sieht uns!« hauchte Sharon mit einer Stimme, die ihr kaum zu gehören schien. »Ja, er sieht uns, das ist wirklich so. Er glotzt uns an, verflucht!«

Eric sagte nichts. Auf seinem Jungengesicht erschien ein Lächeln.

Es glich schon einem Strahlen, als würde er sich darüber freuen, daß dieser lebende Felsenschädel ihn anstarrte. Aber es blieb nicht dabei, denn plötzlich bewegte sich die untere Hälfte, wo das Gesicht von Felswülsten gebildet wurde, die sich nach oben hin verschoben, weil dieser unheimliche Riesenkopf den Mund öffnete.

Ja, es war ein Maul, das den beiden Kindern auf einmal entgegengähnte. Es war auch der Eingang zu einer Höhle, die in der Finsternis erstickte, so daß sie kein Ende ausmachen konnten.

»Das ist es«, sagte Eric. »Ja, das ist es, wovon der Reverend gesprochen hat.«

»Was meinst du?«

»Die Höhle, der Eingang. Das ist für uns bestimmt. Wir… wir müssen hineingehen.«

»Nein, ich…«

Er hielt seine Freundin fest, und der Griff seiner Hand bekam etwas Klammerartiges. »Doch, Sharon, doch. Du mußt mit mir hineingehen. Nur deshalb sind wir hier.«

»Und dann?«

»Ich weiß es nicht, was dann geschehen wird, aber wir müssen einfach hinein.«

»Was ist denn, wenn der Mund wieder zuklappt?«

Darauf wußte auch Eric keine Antwort. Er jedenfalls ging auf das offene Maul zu und zog Sharon hinter sich her, die sich zuerst dagegenstemmte, aber gegen den Willen ihres jungen Freundes nicht ankam.

Die wulstige Nase hatte sich durch das Öffnen des Mauls verzogen. Sie bildete einen regelrechten Faltenkranz zwischen den Augen, der sich auch auf der graublauen Stirn fortsetzte.

Nach drei Schritten bereits blieb Eric stehen. Er und auch das Mädchen hatten ein Geräusch vernommen, das sie beide nicht einordnen konnten.

Es war ein langsames Kratzen, als würde jemand versuchen, aus der Tiefe her an die Oberfläche zu steigen.

Zunächst schauten sie geradeaus gegen das Maul, dann wendeten sie die Blicke und sahen, daß dieses Geräusch nicht vom Schädel kam, sondern rechts und links von ihnen aufgeklungen war.

Dort bewegte sich der Boden!

Beide wollten schreien, doch der Schrecken lähmte ihre Stimmen.

Der Boden brach auf. Staub quoll in die Höhe, als die Steine allmählich rissen. Grasbüschel flogen weg, als hätte eine unsichtbare Hand sie einfach fortgeschleudert. Noch nahm ihnen der Staub die Sicht, doch Sharon, die den Kopf gedreht hatte und zurückblickte, sah es als erste.

Ihr leiser Schrei warnte Eric. »Da, das ist es. Du mußt hinsehen, sieh genau hin.«

Auch er drehte sich.

Jetzt konnten beide erkennen, was sich neben ihnen abspielte. Aus dem steinigen Boden drangen zwei gewaltige Pranken hervor mit Fingern dick wie Äste…

***

Es gab kein Entrinnen mehr für sie, denn die beiden Hände hatten sie eingerahmt. Wenn sich die Finger mit ihren grauen, langen, lanzenartigen Nägeln bewegten, würden sie die Kinder töten.

Die Hände zeigten sich nicht bis zu den Gelenken. Kurz zuvor stoppte ihr Wachstum, aber sie drehten sich, mit den Unterarmen noch im Boden steckend, zueinander hin, wobei sie die Falle, in der die Kinder standen, noch mehr schlossen.

Das war das Aus!

Nur noch der Weg nach vorn kam in Frage, nicht mehr der zurück zum Camp.

Sharon und Eric zitterten um die Wette. Auch der Junge hatte seine gespielte Forschheit abgelegt, er wollte die Hände nicht mehr sehen und starrte in das weit geöffnete Maul des lebenden Felsenschädels hinein.

War es ein Flüstern, das ihm entgegendrang? Hörte er die Stimme des lebenden Felsens?

»Kommt – kommt zu mir, ihr beiden. Ich brauche euch, ich werde euch nur Gutes tun. Man hat euch geschickt…«

Sie blieben stehen, schraken aber zusammen, als sie an ihren Rücken die Berührung spürten. Es war die Aufforderung, hineinzulaufen in das Maul, in den Felsen, in den lebenden Schädel.

Der Junge erfaßte es als erster. »Wir müssen los, Sharon! Wir können nicht bleiben!« Er sagte es, als sich der Druck der spitzen Nägel in seinem Rücken verstärkte.

Sharon erwiderte nichts. Sie hatte überhaupt keine Gedanken mehr. Irgendwo war eine Leere in ihrem Kopf. Aus großen Augen starrte sie

dem Maul entgegen, in dem sich nichts bewegte, auch nicht eine Zunge.

»Los!« Eric bekam einen Schlag in den Rücken und stolperte voran. Da er die Hand seiner Freundin nicht losgelassen hatte, zog er Sharon mit. Der Druck in ihren Rücken hörte auf. Sie drehten sich noch einmal um und sahen, wie die Hände weiterhin eine Barriere bildeten, die sie nicht überwinden konnten.

Die Tiefe des Schlunds lauerte auf sie. Gleichzeitig auch die Stimmen, die sie zu ihm lockten.

Jedenfalls gab es für sie kein Halten mehr. Der Weg in den Schrecken hatte begonnen.

Und sie gingen weiter.

Schritt für Schritt näherten sie sich dem Unheimlichen. Über ihnen bewegten sich die unterschiedlich großen Augen im Gesicht des Felsenkopfes, was sie wegen des ungünstigen Blickwinkels nicht sehen konnten.

Und so blieb ihnen nicht erspart, in das einzutauchen, was ihnen so fremd war und sie doch so stark gelockt hatte.

Der nächste Schritt brachte sie hinein in die tiefe Finsternis.

Noch stand das Maul offen, doch Sekunden später, die beiden waren schon weiter vorgegangen, klappte es wie im Zeitlupentempo zusammen, ohne das leiseste Geräusch abzugeben.

Von nun an gab es für die beiden Kinder kein normales Zurück mehr…

***

Zusammen mit meiner Mutter war ich nach Schottland gefahren, wo mein Vater darauf wartete, seine Frau endlich nach ihrer monatelangen Gefangenschaft in die Arme schließen zu können.

Ich hatte meine Mutter aus den Klauen des Vampirs Will Mallmann befreien können – doch der Preis dafür war sehr hoch gewesen. Mallmann besaß den Blutstein, hinter dem er hergewesen war wie der Teufel hinter der armen Seele. Seit er sich im Besitz des Steins befand, fühlte er sich als Dracula II, was das blutrote D auf seiner Stirn deutlich dokumentierte.

Und noch etwas hatte der Blutstein bewirkt. Mallmann war von nun an gegen geweihtes Silber resistent.

Das heißt, die Kugeln konnten ihm, dem Vampir, nichts mehr anhaben.

Wir hatten es erlebt, denn Jane Collins hatte auf ihn gefeuert.[1]

Mallmann »schluckte« die Kugeln und hatte es geschafft, seine Flucht fortzusetzen. Welches Geheimnis sich speziell dahinter verbarg, das war uns nach wie vor ein Rätsel.

Ein Fazit konnte ich ziehen. Meine Mutter war gerettet, aber

Mallmann hatte an Kraft und Stärke gewonnen, die er sicherlich einsetzte, um sein gewaltiges, erdumspanntes Vampir-Imperium aufzubauen. Ob es die anderen Dämonen zuließen, daß er derartig mächtig wurde, mußte ich dahingestellt sein lassen.

Mein Gott, hatte sich mein Vater über das Wiedersehen gefreut!

War er froh gewesen! Selbst ich als Sohn empfand mich bei diesem Wiedersehen als Störenfried und hatte die beiden zunächst einmal allein gelassen. Ich war in das Gästezimmer gegangen, wo noch die alten Möbel aus meinem Londoner Zimmer standen.

Schließlich war mein Vater gekommen und hatte sich förmlich beschwert, daß ich nicht bei ihnen war.

»Ich wollte nicht stören, Dad.«

Er winkte ab. »Wir haben doch Mutters Rettung dir allein zu verdanken, John.«

Ich hob die Schultern. »Na ja…«

»Komm, rede dich nicht heraus.« Er kam auf mich zu, seine Miene verschloß sich. »Aber etwas habe ich Mutter nicht gesagt. Ich verschwieg meinen Selbstmordversuch.«

Mein Lächeln fiel erleichtert aus. »Das ist genau in meinem Sinne, Dad. Ich dachte schon, du hättest…«

»Nein, John, nein, sie wird es auch niemals erfahren. Ich hatte einen Kurzschluß, verstehst du?«

»Schon klar.«

»Komm jetzt.«

Meine Mutter befand sich im Wohnraum. Noch immer von der langen Gefangenschaft gezeichnet, obwohl ihr die drei ruhigen Tage in London gutgetan hatten.

Schwach war sie nach wie vor. Wir hatten ihr geraten, sich hinzulegen, doch es schien, als wollte sie die Couch bewußt meiden. Sie saß in einem der bequemen Sessel und lächelte uns an.

»Du solltest dich hinlegen, Mary. Ich…«

»Höre auf, Horace. Ich habe lange genug gelegen.«

»Die paar Tage.«

»Sie waren erholsam.« Meine Mutter lächelte. »Außerdem hat sich der Junge um mich gekümmert.«

»Stimmt, Dad, sogar ohne Dämon.« Ich setzte mich auf die Tischkante. »Jetzt bist du wieder bei ihr; ich muß zurück nach London.«

»Wann denn?«

»Eigentlich wollte ich die Nacht durchfahren…«

»Nein, nein, Junge, das kommt nicht in Frage.« Meine Mutter widersprach energisch. »Du wirst erst morgen früh fahren und hier schlafen. Die Dämonen laufen dir schon nicht davon.«

Horace F. Sinclair grinste wissend und hob die Schultern. »So ist das

eben, aber ich werde mal im Keller nachschauen, ob ich dort noch etwas auftreiben kann. Was willst du denn trinken, John? Einen alten Whisky oder einen hervorragenden Wein aus Bordeaux?«

Ich überlegte nur kurz. »*Wenn* ich wirklich wählen darf, entscheide ich mich für den Wein.«

»Gut, einverstanden.«

Mein Vater verschwand. Ich blieb mit meiner Mutter allein. Plötzlich kamen ihr die Tränen. Wahrscheinlich hatte sie wieder über ihre Gefangenschaft nachgedacht. »Himmel, ich hätte niemals gedacht, daß ich dieses Zuhause noch einmal erleben würde. Es war alles furchtbar, so schrecklich.« Sie schneuzte ihre Nase.

Auch mir saß ein Kloß im Hals. Mutter hatte recht. Auch meine Hoffnungen waren stark gesunken, aber Mallmann hatte sich so sehr auf den Besitz des Blutsteins fixiert, daß Mary Sinclair für ihn, den Vampir, uninteressant geworden war.

Bevor mein Vater zurückkam, holte ich drei Rotweingläser aus dem Schrank. »Für mich aber nur einen kleinen Schluck«, sagte Mutter. »Ich… ich kann nichts vertragen.«

»Gern.«

Mein Vater hatte die Flasche schon geöffnet. Er roch das Bouquet des Weines, der sich dicht über der Flaschenöffnung mit dem Sauerstoff der Luft vermengte.

»Ausgezeichnet, ein wirklich guter Tropfen.« Lächelnd schenkte er ein, probierte, war zufrieden und füllte die Gläser, wobei meine Mutter weniger bekam.

Nun, wir saßen noch lange zusammen, bis die große Müdigkeit kam. Mein Vater und ich hatten es geschafft, die Flasche zu leeren, und ich kam noch vor Mitternacht ins Bett.

Am anderen Morgen weckte mich der Duft von frischem Kaffee.

Der Frühstückstisch bog sich, *so* beladen war er. Ich verdrehte die Augen. »Himmel, wer soll das alles essen?«

»Du, mein Junge«, sagte meine Mutter.

»Aber das bin ich nicht gewohnt.«

»Setz dich und iß.«

Das tat ich auch, und ich muß sagen, daß es mir ausgezeichnet schmeckte. Meine Eltern hatten sich bei der Zubereitung des Frühstücks selbst übertroffen.

Eine Stunde später war ich so satt wie selten an einem Morgen und verdrehte leicht die Augen.

»Willst du durchfahren?« fragte mich mein Vater.

»Wenn möglich, ja.«

»Das ist aber eine sehr lange Strecke, John.«

»Ich weiß, Mutter. Aber vergiß nicht, daß ich noch einen Job zu erledigen habe.«

»Du willst Mallmann jagen?«
»Natürlich. Nur müßte ich erst wissen, wo ich ihn finden kann. Das wird nicht einfach sein.«
Mein Vater nickte. »Ich wünsche dir jedenfalls viel Glück und werde hier in Lauder ebenfalls die Augen offenhalten. Man muß schließlich mit allem rechnen.«
»Da hast du recht.«
Beide Elternteile brachten mich zum Rover, der vor dem Haus nahe der alten Eiche stand.
Es war ein wunderschöner Augusttag. Nicht so schwül wie im Süden. Von den Bergen her wehte Frische ins Tal. Sie brachte den Geruch von frisch gemähtem Gras mit, und mich überkam so etwas wie Urlaubsstimmung. Das merkte auch meine Mutter.
»Willst du nicht hierherziehen, Junge?«
»Später ja. Jetzt habe ich einen Job.«
Sie nickte traurig. »Da höre ich deinen Vater sprechen. Der hat mir früher das gleiche gesagt.«
»Niemand kann aus seiner Haut.« Ich schloß die Wagentür auf.
Meine Mutter umarmte mich, als wollte sie mich nie mehr loslassen.
»Gib auf dich acht, Junge, gib bitte auf dich acht.«
»Klar, Mum. Du aber auch.«
»Dafür werde ich sorgen«, sagte mein Vater, bevor er sich auch von mir verabschiedete.
Zehn Minuten später war ich unterwegs. Das Haus meiner Eltern verschwand im Außenspiegel, und ich fuhr den nächsten Motorway an, der mich in Richtung Süden brachte.
Gegen Mittag erreichte ich die »Grenze«. Übergangslos gingen die beiden Länder ineinander, keine Kontrolle, keine Schranken, nichts.
Vor mir lagen die Southern Uplands, die ich durchfuhr und in der Nähe von Carlisle wieder auf den Motorway stieß. Auf einem Schild las ich den Namen der Stadt Penrith.
Ich konnte es selbst nicht sagen, aber irgend etwas hakte bei mir ein, als ich den Namen entdeckte.
Was war das nur?
Ich fuhr langsamer, um in Ruhe nachdenken zu können. Jedenfalls lag es lange zurück, das stand fest.
Penrith – Penrith – immer wieder dachte ich über den Ortsnamen nach. Was verband mich damit oder erinnerte mich daran?
Plötzlich durchschoß mich der Geistesblitz. Innerhalb eines Augenblicks wußte ich Bescheid und mußte unwillkürlich lachen. Daß ich daran nicht gedacht hatte!
Okay, es lag lange zurück, sehr lange. Ich hatte meinen ersten Job beim Yard angetreten, quasi ganz unten, zusammen mit einem Kollegen, der mit mir im selben Semester gewesen war.

Morg Taylor!
Er war nach einem guten halben Jahr in den Norden gegangen und in Penrith hängengeblieben. Wir hatten einige Male telefoniert, ich wußte, daß er Karriere gemacht hatte und ein hohes Tier bei der Polizei geworden war.
Captain oder Superintendent.
Gesehen hatten wir uns in den Jahren zwei- oder dreimal und uns immer wieder gegenseitige Besuche versprochen. Dazu war es nie gekommen, aber das wollte ich ändern.
Als die Abfahrt Penrith angekündigt wurde, rollte ich wenig später vom Motorway und fuhr in die Stadt hinein, die nicht sehr groß war und einen netten Eindruck machte.
Polizei-Hauptquartiere fand man zumeist in der City. Ich rollte durch enge Straßen, fragte mich durch und konnte schließlich vor einem dunklen Backsteingebäude einen Parkplatz ergattern, auf den ich meinen Rover abstellte.
Kaum war ich ausgestiegen, da stellte sich mir ein Uniformierter in den Weg. »Dieser Parkplatz ist für Beamte der Polizei reserviert.«
Ich lächelte freundlich. »Gilt das auch für Scotland Yard?«
»Wieso?«
Ich zeigte ihm meinen Ausweis und fragte ihn gleichzeitig nach Morg Taylor.
»Oh, Sie wollen zum Commander?«
»Ist er das?«
»Ja, er ist hier der Boß.«
»Und im Haus?«
»Sicher.«
»Wunderbar, dann werde ich dem guten Morg mal einen kleinen Besuch abstatten.«
Der Polizist wollte noch etwas sagen, ließ es dann aber. Ich ging derweil auf den breiten Eingang zu, meldete mich bei einem Portier an, der mich schief anschaute, als ich den Commander verlangte.
»Sie haben einen Termin?«
»Nein.«
»Ist es ein Notfall?«
»Auch nicht.«
»Dann wird es schwer sein für Sie, den Commander zu sprechen. Das können Sie mir glauben.«
Ich winkte ab. »Rufen Sie ihn an und sagen Sie ihm, daß ein gewisser John Sinclair hier unten wartet.«
Der Mann hob die Schultern. »Versuchen kann ich es ja.« Auch hier beeindruckte ihn der Ausweis.
Ich drückte mich etwas zurück und sah nur, wie der Kollege seinen Mund bewegte, hören konnte ich nichts. Schließlich reichte er mir den

Hörer durch die Lücke in seiner Glaskabine. »Der Commander will selbst mit Ihnen reden.«

»Danke.«

Ich hatte den Hörer kaum am Ohr, als ich das Organ des Morg Taylor hörte. »John, du alter Eisenfresser, bist du es wirklich, oder will mich jemand auf den Arm nehmen?«

»Nein, ich stehe hier unten an der Anmeldung.«

»Dann flieg in die zweite Etage, Zimmer zwanzig.«

»Okay, bin schon unterwegs.« Ich gab den Hörer zurück und machte mich auf den Weg.

Wie es sich für einen Chef gehörte, besaß auch Morg Taylor ein Vorzimmer. Dort hielt er sich auf. Kaum hatte ich die Tür aufgestoßen, zuckte seine Sekretärin unter dem Schrei zusammen, den er von sich gab. »John!« brüllte er, lief mir entgegen und fiel in meine ausgebreiteten Arme. »Mann, o Mann, du Teufel, du…« Er drosch mir auf die Schultern. »Das ist ein Wiedersehen! Warum hast du nicht angerufen?«

»Es war eine spontane Idee.«

»Das sind die besten, komm.« Er wandte sich an die etwas leidend aussehende Vorzimmerdame, die bestimmt nicht einen so guten Kaffee kochte wie Glenda. »Bitte nur in dringenden Fällen stören, Josephine.«

»Sehr wohl, Commander.«

Josephine, wie konnte man nur so heißen? Ich mußte grinsen, als ich neben dem Commander, der dicker geworden war und die Ärmel seines Hemdes hochgekrempelt hatte, das Büro betrat. Hinter seinem hellen Schreibtisch stand ein wuchtiger Drehstuhl mit dickem Lederpolster. An den Wänden hingen einige Grafiken. Das Fenster mit der großen Doppelscheibe wies zum Hof.

Er hatte sich im Laufe der Jahre doch verändert. Das Haar war grauer geworden und zeigte die gleiche Farbe wie der Oberlippenbart. Ich setzte mich ihm gegenüber. Wir starrten uns an, grinsten beide, und Morg Taylor nickte.

»Da hocke ich nun.«

»Das habe ich gesehen.«

»Keine Action mehr, ich bin in der Hierarchie oben und erledige viel vom Schreibtisch.«

»Man sieht es.«

Der Commander lachte und klopfte auf seinen Bauch. »Du weißt doch, was man früher sagte. Ein Mann ohne Bauch ist ein Krüppel. Also bin ich kein Krüppel.«

»Und ich?«

Er verzog den Mund. »… ein halber.«

»Danke, ich habe verstanden.«

Morg lachte. »Wie geht es, John? Was treibst du? Manchmal hört

man was von dir. Du scheinst gewissen Wesen ganz gehörig auf die Zehen zu treten. Also immer noch im alten Metier.«

»So ist es.«

»Daran habe ich mich nie gewöhnen können. Es ist für mich einfach nicht vorstellbar, mit welchen Wesen du dich herumschlägst. Aber ich will ehrlich sein. Früher habe ich darüber gelacht.«

»Und heute?«

»Lache ich nicht mehr.«

»Wie schön.«

»Laß den Spott.« Er schaute auf seine Uhr. »Wie lange hast du Zeit?«

»Nicht sehr lange, Morg. Ich bin praktisch auf der Durchreise und möchte am Abend in London sein. Eigentlich wollte ich nur mit dir essen und etwas über die alten Zeiten plaudern.«

»Wo denn essen?«

»Nicht in der Kantine.«

»Das will ich doch meinen. Zum Glück hat meine Frau nicht gekocht. Wir können also verschwinden.«

»Aber wirklich nur, wenn ich dir nicht die Zeit stehle, Morg. Sonst verschieben wir das auf ein anderes Mal.«

»Was dann drei Jahre dauert.«

»Das kann passieren.«

»Nein, nein, John, wir verschwinden jetzt.« Er stand auf und schnappte sich sein Jackett. »Ißt du eigentlich gerne Fisch?«

»Viel lieber als Fleisch.«

»Dann kenne ich ein gutes Restaurant, wo…«

Seine Vorzimmerdame unterbrach ihn. »Es tut mir leid, wenn ich störe, aber es ist dringend, Commander.« Auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck des Bedauerns.

»So? Um was geht es denn?«

»Man hat wieder zwei völlig verstörte Kinder aufgegriffen. Das ist jetzt schon das dritte Mal.«

Ich hatte nicht zu Josephine geschaut, sondern meinen alten Kumpel Morg Taylor angesehen. Dessen Gesicht verschloß sich. Auf seinen Wangen erschienen hektische, rote Flecken. »Verdammt!« fluchte er. »So eine Schweinerei.«

»Worum geht es denn?« fragte ich.

Er drehte den Kopf, schaute mich an. »Bist du im Dienst, John?«

»Eigentlich immer.«

»Dann komm mit. Wo sind die beiden, Josephine?«

»Im Verhörraum.«

»Gut, wir fahren hin.« Er hatte es plötzlich eilig. Ich konnte kaum Schritt halten und dachte daran, daß wir das Mittagessen wohl sausen lassen mußten.

Der Verhörraum lag in einem Seitentrakt. Er war technisch gut

ausgerüstet, doch das brauchten wir in diesem Fall nicht. Wie zwei arme Sünder, die mit ihren Gedanken völlig woanders waren, saßen ein Junge und ein Mädchen nebeneinander auf einer Bank. Zwei Beamte schauten sie mitleidig an und erklärten dem Commander, daß sie die beiden auf der Straße aufgegriffen und bereits im Heim Bescheid gesagt hätten.

»Werden sie abgeholt?«

»Ja.«

»Okay, danke, Sie können gehen.«

Ich schaute mir den braunhaarigen Jungen und das blonde Mädchen an. Sie machten beide einen verlassenen Eindruck, auch müde, doch am meisten störte mich ihre innere Abwesenheit, was deutlich auf den irgendwie leeren Gesichtern abzulesen war.

Sie starrten ins Leere.

»Was hat es mit den Kindern auf sich, Morg?«

Der Commander hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen und außerdem ein Fall, der mir zu knacken gibt. In den letzten zwei Wochen haben wir schon vier Kinder auf der Straße aufgelesen, die aus dem Heim stammen. Es wird von einem Reverend Guthry geleitet, der sich um schwer erziehbare und milieugeschädigte Kinder bemüht, um die sich sonst niemand kümmert. Viele sind Waisen.«

»Und wer finanziert das Heim?«

»Spenden!«

»Alle Kinder, die gefunden wurden, stammten aus dem Heim?«

»Richtig, und alle sagten das gleiche.«

»Was denn?«

Morg nickte mir zu. »Das wirst du gleich hören. Ich möchte, daß du beim Verhör dabei bist.«

»Ich habe nichts dagegen.«

Taylor holte zwei Stühle, auf denen wir Platz nahmen. Die Kinder saßen uns gegenüber.

Sie schauten uns nicht an, hielten die Blicke gesenkt und schienen mit den Gedanken weit weg zu sein. Ich kannte die trompetenhafte Stimme meines Kollegen Morg Taylor sehr gut und wunderte mich darüber, wie leise er plötzlich sprechen konnte. Richtig einfühlsam, wie ein Vater mit seinen Kindern redet oder reden sollte.

»Wer seid ihr? Wie heißt ihr?« sprach er die beiden »Findlinge« an.

Zuerst antwortete der Junge. Er hob kurz den Kopf und sagte: »Ich bin Eric.«

»Und weiter?«

»Nur Eric.«

»Gut, Eric.« Morg räusperte sich. »Und wie heißt du, Mädchen?«

»Sharon.«

»Auch nur Sharon?«

»Ja.«

Taylor atmete durch die Nase. »Eric und Sharon also. Zwei schöne Namen, wie ich finde. Aber wie geht es weiter? Meine Leute haben euch gefunden, auf der Straße aufgelesen. Wieso ist das geschehen? Wie seid ihr dorthin gekommen?«

Sie hoben beide die Köpfe. Es sah so aus, als wollten sie antworten, hoben aber nur die Schultern.

Morg ließ einige Zeit verstreichen, bevor er sagte: »So kommen wir doch nicht weiter, Freunde. Seid ihr entwischt, ausgerissen? Habt ihr das Heim verlassen, weil es euch dort nicht mehr gefiel?«

»Nein!« flüsterte Sharon.

Taylor verdrehte die Augen. »Aber ihr seid gegangen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Okay, Sharon. Wohin?«

»Nicht auf die Straße.«

»Wo dann?«

»Es war der Riese«, flüsterte sie und bekam glänzende Augen. »Es war der Märchenriese, in den wir schritten. Er heißt Clupot und hat auf uns gewartet.«

»Ha, ein Riese also?«

»Ja, so ist es.«

»Und wo kann ich den finden?«

»Willst du denn hin?«

»Vielleicht.«

»Er wird dich nicht nehmen. Er wird nur Kinder nehmen. Wir müssen in der Nacht gehen, da erwacht er.«

»Ja«, sagte Taylor, »da erwacht er. Er erwacht immer des nachts, und ich höre immer das gleiche.«

»Auch von den anderen?«

»Klar, John. Die Kinder wurden völlig verstört aufgegriffen und sprachen jedesmal von einem Riesen aus Stein oder Fels, der aber lebte.« Taylor strich durch sein Gesicht und knetete dabei die Haut.

»Ich kann es nicht begreifen. Es ist einfach nicht zu fassen. Mir jedenfalls scheint es, als hätten sie sich abgesprochen. Was meinst du, John?«

»Tja«, murmelte ich.

»Stimmt, du bist ja anders. Aber glaube mir, das hat nichts mit Geistern und Dämonen zu tun. Die Kinder sind meiner Ansicht nach psychisch überfordert.«

»Durch diesen Reverend Guthry.«

»Sehr richtig.«

»Ist er ein echter Priester oder Pastor?«

Taylor hob die Schultern. »Frag mich was Leichteres. Jedenfalls läuft er nicht in einem Talar durch die Gegend. Er trägt einen Stra

ßenanzug.«
»Was ist sonst noch an ihm?«
Taylor hob die Schultern. »Mir ist er unsymphatisch. Der kann auf Kinder völlig anders wirken, aber ich sehe das nicht so. Er ist mir zu weich, zu schleimig, der Kerl lächelt nur, und das geht mir auf den Zeiger. Nichts gegen Lächler, John, aber solche Typen mag ich einfach nicht. Ich habe ihm das nie gesagt, wenn ich mit ihm zusammentraf.«
»Wann war das denn?«
»Kaum dienstlich. Stets auf irgendwelchen Wohltätigkeitsfesten, wo er sammelte.«
»Und das Heim läuft?«
»Es scheint so. Ich weiß über Einzelheiten nicht Bescheid. Nur eben die Sache mit den Kindern stört mich. Da muß irgend etwas vorgefallen sein. Nur bekommt man nichts aus ihnen heraus. Sie sagen nie ihre Namen, erzählen vom Riesen, dann ist Schluß.«
»Ja, das hörte ich.«
»Willst du es versuchen?«
»Mal schauen.« Ich beugte mich vor. »Sharon, Eric«, redete ich sie mit leiser Stimme an. »Es gibt gewisse Dinge, über die wir uns unterhalten sollten. Wie war das mit dem Riesen? Wo steht er? Wo habt ihr ihn denn getroffen?«
»Nur einen Kopf!« flüsterte das Mädchen.
»Und weiter!«
»Wir gingen in den Mund. Er hielt ihn weit offen.«
»Schön, ihr seid also in seinen Mund gegangen. Was geschah anschließend?«
»Nichts.«
»Das stimmt nicht, Sharon. Ihr müßt doch irgendwo wieder herausgekommen sein.«
»Das ist wahr, glaube ich.«
»Und wo?«
»Wir wissen es nicht.«
Mein Blick wurde etwas bohrender. »Ihr wollt es nicht wissen – oder?«
Sie blieben stumm, auch die nächsten Fragen beantworteten sie nicht einmal mit einem Schulterheben.
»So ist es immer, John.«
»Das sehe ich schon. Und wie geht es weiter?«
»Gar nicht. Sie werden abgeholt.«
»Von Leuten aus dem Heim.«
»Ja.«
»Hast du nie nachgeforscht? Hast du dir keine Gedanken darüber gemacht?«
»Und wie. Nur habe ich keine Handhabe gegen das Heim und seinen

Leiter. Der Reverend ist erhaben. Er besitzt einen ausgezeichneten Leumund und steht über den Dingen. Bei den Honoratioren der Stadt ist er gut angesehen. Ohne Beweise kommst du nicht an ihn heran!«

Ich nickte und schaute mir die leeren, blassen Gesichter der Kinder genauer an. »Man müßte sie hypnotisieren. Vielleicht würde damit das Problem gelöst.«

»Wunderbar, John, nichts dagegen. Nur brauchst du dafür eine Einwilligung, und die wird uns der Reverend kaum geben. Er hat über die Kinder zu bestimmen.«

»Kennst du die genaue Anzahl seiner Schützlinge?«

»Nein, aber vierzig könnten es sein. Jungen und Mädchen sind voneinander getrennt. Bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr können sie im Heim bleiben.«

»Was geschieht dann?«

»Das weiß ich nicht. Bisher sind noch keine entlassen worden, weil das Heim noch zu jung ist.«

»Hast du dich mal mit diesem Reverend Guthry näher beschäftigt?«

»Wie meinst du das?«

»Hintergründe durchforscht. Sein Leben gewissermaßen abgecheckt. Vorleben kontrolliert oder so.«

»Dazu hatte ich keinen Grund. Die Kinder haben wir zurückgebracht. Es ist ja kein Verbrechen passiert, John.«

»Stimmt. Äußerlich nicht.«

»Was meinst du damit?«

Ich krauste die Stirn. »Die Sache gefällt mir ganz und gar nicht, Morg.«

»Denkst du mir?«

»Aber mir gefällt sie aus anderen Gründen nicht. Ich könnte mir vorstellen, daß sie die Geschichten von dem Riesen nicht geträumt oder sich selbst zurechtgelegt haben. Da steckt etwas anderes dahinter. Es muß ein Motiv geben.«

»Und welches?«

»Der echte Riese!«

Morg lachte zwei Töne, hörte dann auf. Ich beobachtete die Kinder. Sie hielten sich an den Händen, als wollten sie sich gegenseitig Schutz in einer schlimmen Welt geben. Von ihren Gefühlen spiegelte sich nichts auf den Gesichtern wider, sie blieben so wie zu Anfang.

Was hatten sie erlebt?

Ich sprach sie noch einmal auf den Riesen an und erfuhr, daß er aus Stein bestand, der sich bewegen konnte.

»Richtig bewegen?«

»Er öffnete sein Maul«, flüsterte Eric.

»Und ihr gingt hinein.«

»Das hatten wir doch schon, John. Du wirst nichts Neues mehr von

den beiden erfahren.«
Es klopfte. Ein Uniformierter betrat den Raum und meldete die Ankunft zweier Männer. »Sie sind vom Heim.«
»Wer ist es?« fragte der Commander.
»Kruger ist dabei. Und einer, den ich nicht kenne. Er ist noch jünger.«
»Okay, lassen Sie die beiden kommen.«
»Gut, Sir.«
»Jetzt wirst du zwei Erwachsene aus dem Heim kennenlernen, John.«
»Darauf bin ich gespannt.« Ich lernte sie kennen. Sie kamen in den Raum, und mir rann ein Schauer über den Rücken, als ich die Typen sah…

***

Manchmal fühlt man Dinge, ohne sie beweisen zu können. Alles besteht aus Strömungen, aus Schwingungen. Man kann positive und negative Vibrationen haben. Ich bekam beim Anblick der beiden Männer schlechte Vibrationen.
Daß der erste Kruger hieß, hörte ich, weil er von Morg Taylor so angesprochen wurde.
Und Kruger blieb zwei Schritte hinter der Tür stehen. Er war ein breitschultriger, hellblonder widerlicher Kerl mit einer ebenfalls hellen Haut, eisblauen Augen und einer kurzen Haarbürste, die nur streichholzlang auf dem kantigen Schädel wuchs. Die Stirn war breit und flach, die Nase irgendwie eckig. So hatte man in schlechten Filmen die Nazi-Verbrecher dargestellt. Von ihm ging eine Kälte aus, die mich schaudern ließ. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß dieser Mann Kinder erzog und für ein späteres Leben vorbereitete, es sei denn, er machte es so, wie es nicht sein sollte.
Kruger trug Lederkleidung, schwarz und glänzend. Die Jacke stand offen. Darunter spannte sich der weiße Stoff des T-Shirts über der Brust. Als er anfing zu lächeln, hatte ich den Eindruck, er wollte uns fressen.
Sein Begleiter war um einiges jünger, vielleicht um die Zwanzig, schwarzhaarig, mit dunklen Augen, die einen verschlagenen Ausdruck zeigten. Und nicht nur das, Tief in den Schächten der Pupillen glaubte ich, so etwas wie Sadismus schimmern zu sehen. Das Haar als Lockenpracht auf seinem Kopf, trotz der weichen Gesichtzüge kam er mir ebenso gefährlich vor wie Kruger. Er trug Jeans, Stiefel, ein rotes Hemd und darüber eine beigefarbene zerknitterte Jacke.
Um mich kümmerten die beiden sich nicht, worüber ich froh war.
Sie hatten nur Augen für Morg Taylor und die Kinder, wobei sich Kruger mehr um den Commander kümmerte.
»Darf ich mich herzlich bei Ihnen bedanken, daß Sie die Kinder aufgelesen haben? – Ich danke Ihnen auch im Namen unseres

Reverend Guthry. Es ist wirklich außergewöhnlich von Ihnen, dies wieder einmal getan zu haben.«

Die Stimme widerte mich ebenfalls an. Sie klang verdammt ölig, wobei schmierig noch ein besserer Ausdruck gewesen wäre. Daß bei den Worten kein Öl aus seinem Mund rann, wunderte mich eigentlich.

»Sie brauchen sich nicht bei mir zu bedanken, es waren meine Leute, die die beiden gefunden haben.«

»Trotzdem, Sie sind der Verantwortliche.«

»Bitte, nehmen Sie die Kinder mit.«

»Natürlich.« Er wandte sich Eric und Sharon zu, dabei bückte er sich. »Na, ihr beiden, was ist denn los? Warum seid ihr weggelaufen? Das wird dem Reverend aber gar nicht gefallen.« Er lachte leise.

»Na ja, wir werden sehen.«

Ich hörte ihm nur mit einem Ohr zu, weil ich mich auf den zweiten Kerl konzentrierte, der Dario hieß, wie ich von Kruger vernahm, als der Schwarzhaarige angesprochen wurde.

»Komm, Dario, nimm du die Kleine.«

Der Typ nickte. Er hatte mich angestarrt, schaute jetzt zur Seite und ging schleichend auf Sharon zu. Es sah so aus, als wollte sie ihre Hand wegziehen, aber Dario faßte sofort zu und zog sie von der Bank. So machte es auch Kruger mit dem Jungen.

In mir kochte es. Es war die Wut darüber, nichts unternehmen zu können. Hier geschah offiziell nichts, was verwerflich gewesen wäre, aber ich spürte instinktiv, daß eine Gefahr bestand, auch wenn ich möglicherweise übertrieb.

Kruger drehte sich um. Seine knochige Hand mit den langen Fingern umklammerte das Gelenk des Jungen. In der Bewegung streifte mich sein Blick.

Wir schauten uns an.

Kruger, der Fast-Albino, bedachte mich mit einem tödlichen Blick.

Auch er schien zu spüren, daß ich ihn nicht mochte, dennoch lächelte ich und nickte ihm zu.

»Sie sind neu hier, wie, Mister?«

»Ja, das bin ich. Man hat mich versetzt, wenn Sie verstehen, Mr. Kruger.«

Morg Taylor spielte sehr gut mit. Außer einem überraschten Blick gab er mit keiner Reaktion zu erkennen, wie verwundert er war.

»Sicher, Mister. Sie sind nicht von hier?«

»Ich komme aus London. Wieso?«

»Man hört es am Dialekt.«

»Kann sein.« Ich wechselte das Thema. »Darf ich fragen, was Sie mit den beiden Kindern vorhaben?«

Sie standen schon fast an der Tür und hielten inne. »Wir bringen Sie zurück ins Heim.«

»Wollen sie denn?«
Kruger lächelte schleimig. »Es sind Kinder, Mister. Die werden nicht gefragt.«
»Manchmal sollte man es.«
Der Blonde räusperte sich. »Sie brauchen mir keine Verhaltensregeln zu geben, Mister. Ich bin Erzieher und der Sportlehrer aus dem Camp. Vielleicht besuchen Sie uns mal.«
»Ja, wenn es meine Zeit zuläßt.«
Dario hatte bisher kein Wort gesagt. Er blickte mich nur an. In seinen Augen schimmerte der blanke Haß. Einmal leckte er mit der Zungenspitze über seine Lippen. Ansonsten reagierte er nicht. Dario verschwand mit Sharon als erster.
Als die Tür zugefallen war, atmete ich zischend durch. Morg Taylor stand an seinem Schreibtisch, hielt den Kopf gesenkt, spielte mit einem Kugelschreiber und schielte mich an. »Na, was sagst du?«
»Was möchtest du hören?«
»Du magst sie nicht – oder?«
»Richtig. Die beiden Kerle sind widerlich. So etwas spüre ich genau.«
»Denkst du da nicht in Vorurteilen?«
»Ich glaube nicht, Morg, denn ich kann mich sehr gut auf gewisse Gefühle verlassen. Dieser Kruger und sein Kumpan Dario sind genau die falschen Personen, um Kinder zu erziehen.«
Der Commander räusperte sich. »Mein Fall sind sie, ehrlich gesagt, auch nicht. Aber du kennst das Dilemma.« Er hob die Arme und ließ sie wieder sinken. »Ohne Beweise sind uns eben die Hände gebunden, da kann man nichts ändern.«
»Ja, euch…«
Morg Taylors Blick wurde noch schiefer, als er meine Antwort hörte und darüber nachdachte. »Sag mal, John, was genau soll das heißen?«
»Wie ich schon sagte.«
»Euch?«
»Richtig, mir nicht.«
»Du bist auch Polizist, vergiß das nicht.«
»Keine Sorge, mein Freund, ich halte mich schon an die Gesetze. Aber niemand kann mich davon abhalten, auf der Rückfahrt einen kleinen Abstecher zu machen.«
Morg zog die Augenbrauen zusammen. »Wie ich dich kenne, denkst du an das Heim.«
»Das stimmt.«
»Und dann?«
»Mir gehen die Erzählungen der Kinder nicht aus dem Sinn. Sag mal, hast du sie eigentlich untersuchen lassen, ob sie eventuell unter Drogen stehen? Das ist zwar ein schlimmer Verdacht, aber man kann in diesem Fall ja nichts ausschließen.«

»Das haben wir.«
»Wie war der Befund?«
»Negativ, keine Drogen. Die Kinder waren nur abwesend und faselten etwas von einer Höhle, einem riesigen Mund, der sich in einem steinernen Gesicht geöffnet hat.«
»Hältst du es für ein Märchen, Morg?«
»Und wie.«
»Ich habe meine Zweifel. Es kann durchaus sein, daß die Kinder die Wahrheit gesagt haben.«
Morg Taylor hob die Hand, um gegen seine Schläfe zu tippen. Auf halber Strecke überlegte er es sich anders und meinte: »Sorry, ich vergaß, daß du dich mit außergewöhnlichen Fällen beschäftigst.«
»Meinst du das ironisch?«
»Nein, wie kommst du darauf?«
Ich hörte trotzdem den Spott aus seiner Stimme, winkte ab und sagte: »Wie dem auch sei, mein Lieber, ich mache einen kleinen Abstecher, denn ich wollte schon immer mal einen richtigen Menschenfreund kennenlernen.«
Der Commander hob die Schultern. »Tu, was du nicht lassen kannst, John. Und noch etwas, John.«
»Ja?« An der Tür drehte ich mich um.
Er zwinkerte mir zu. »Sollen wir dich raushauen, falls du einen Lattenschuß fertigbringst?«
Er meinte es locker, ich aber ernst.
»Ja, das kannst du, Commander, wobei ich fast noch Bond gesagt hätte.«
Dann ging ich weg…

***

Das Camp oder Heim lag außerhalb der Stadt, und zwar dort, wo sich die Berge als graublaue Kulisse unter dem Sommerhimmel abhoben und die Spitzen von dunstigen, leichten Wolkeninseln umweht wurden. Nachdem ich die äußeren Vororte hinter mich gebracht hatte und auf der Höhe fuhr, konnte ich einen Blick in ein weites Tal werfen, das an seiner nördlichen Seite jegliches Grün verlor und als Begrenzung eine gewaltige Felswand aufwies, als wäre diese durch eine Laune der Natur einfach dahingestellt worden.
Ich hielt an, stieg aus und schaute in das Tal hinab, das vom Sonnenlicht gebadet wurde.
Das Camp lag isoliert, und zwar im doppelten Sinne des Wortes, denn sein Gelände wurde von einem hohen Zaun aus Maschendraht umfriedet, was mich wiederum störte. Ich hatte noch nie zuvor von einem Heim gehört, das man mit Draht einzäunen mußte, es sei denn, derjenige hatte etwas zu verbergen.

Die einzelnen Häuser standen in verschiedenen Winkeln zueinander und waren nicht höher als Baracken. Manche wiesen schräge Dächer auf, andere nur flache.

Zum Camp selbst gehörten auch Sportanlagen. Ich sah zwei Tennisplätze und ein Fußballfeld. Auch eine Turnhalle hob sich ab. Davor konnte Basketball gespielt werden. Das taten die Mädchen, während sich einige Jungen auf dem Fußballfeld vergnügten.

Das Wasser eines Pools blitzte türkisfarben. Es sah alles so völlig normal und harmlos aus, wenn nicht dieser Zaun gewesen wäre, der mich gestört hätte. Und aufgehalten hatte er die beiden Kinder auch nicht.

Mein Blick flog über das Gelände hinweg bis hin zu den Felsen, die sich in mächtigen Formationen erhoben und regelrechte Figuren bildeten. Von Felsen, einer Höhle und einem steinernen Gesicht hatten auch Sharon und Eric erzählt. Ich war mir schon sicher, daß sie die wilde Gegend hinter dem Grundstück gemeint hatten.

Ich trug vieles bei mir, Geldbörse, Beretta, mein Kreuz; nur einen Feldstecher oder ein Fernglas, das hatte ich nicht mit.

Jetzt hätte es mir wertvolle Dienste geleistet. Um Details mit dem bloßen Auge erkennen zu können, dazu war die Entfernung einfach zu groß. Ich stieg wieder in meinen Rover und fuhr dem Camp entgegen. Eine Straße zweigte von der normalen ab. Das Schild mit der Aufschrift *House of Homeless* wies mir den Weg.

Viel Grün säumte den Weg. Nicht nur hohe Bäume, auch Buschwerk verteilte sich an beiden Seiten. Darüber spannte sich der blaue Augusthimmel wie ein blankes Tuch.

Wie es sich für einen Zaun gehörte, war er durch ein Tor unterbrochen worden, auf das ich zurollte. Am offenen Eingang stand kein Wärter mit Uniform, sondern ein Typ, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Kruger hatte.

Nicht ganz so groß, nicht ganz so kantig, aber blond und in einer hellen Kleidung steckend.

Ich hielt dicht vor dem Knaben, der lässig an die rechte Seite kam und sich vorbeugte.

»Mister, wohin?«

»Zu Ihrem Reverend.«

In seinem Gesicht verzog sich nichts, als er fragte: »Haben Sie einen Termin?«

»Den habe ich nicht.«

»Dann tut es mir leid«, erklärte er. »Der Reverend empfängt keine unangemeldeten Besucher.«

»Auch keine Polizisten?« Ich ließ ihn einen Blick auf meinen Ausweis werfen.

»Ach, so ist das.«

»Sicher.«
»Ich werde telefonieren.«
Er sprach von einem Außentelefon und legte ziemlich rasch auf.
»Sie können durchfahren«, sagte er dann. »Immer den Hauptweg entlang. Wo er endet, finden Sie das Haus des Reverends.«
»Danke.«
Mißtrauisch schaute er mir nach. Die Polizei schien hier nicht sonders gelitten zu sein.
Wegen des warmen Wetters hatte ich die Seitenscheibe nach unten gedreht. Es war schon ein ungewöhnliches Kinderheim, ein Camp der Trauer, denn weder Lachen noch Stimmen hallten über die Wege. Hin und wieder Schreie beim Sport, ansonsten kam mir alles sehr lagerhaft oder kasernenartig vor.
Auf einem kleinen Parkplatz endete der Weg. Ich stellte meinen Rover zu den anderen Fahrzeugen und schaute mir das Haus an, in dem der Reverend residierte.
Es stach von den anderen Gebäuden nicht ab und machte einen ebenso schlechten Eindruck. Wahrscheinlich wollte der Reverend bewußt keine Distanz zwischen sich und seine Mitarbeiter bringen.
Bevor ich den Bau betrat, sah und hörte ich die Kinder.
Singend marschierten sie, vom Sportplatz kommend, am Haus des Reverends vorbei. Alle im Gleichschritt, alle in Einheitskleidung. Ihr Begleiter trug ebenfalls die helle Kleidung, die hier so etwas wie ein Markenzeichen war.
Mich schielten sie nicht einmal an. Zackig gingen sie vorbei und verschwanden aus meinem Sichtfeld.
Sehr nachdenklich blieb ich noch stehen. Das deutete hier alles auf Drill hin und hatte mit modernen Erziehungsmethoden nichts zu tun. Wenn der Reverend das befürwortete, schien er noch aus dem letzten Jahrhundert zu stammen.
Ich betrat das Haus und konnte an einem Schild ablesen, in welche Richtung ich gehen mußte, um den großen Boß des Camps persönlich begrüßen zu können.
Ein leeres, nüchtern möbliertes Vorzimmer, dann schaute ich gegen eine Tür, die offenstand.
»Kommen Sie ruhig zu mir, Mr. Sinclair, ich beiße nicht. Man hat Sie ja angemeldet.«
Ich brauchte die offene Tür nicht weiter aufzustoßen, um das Büro des Heimleiters zu betreten.
Der Reverend drehte mir den Rücken zu. Er war ziemlich gut dabei, relativ klein, massig und trug einen beigebraunen Sommeranzug. Die Hände hatte er in den Hosentaschen vergraben. Ich hörte ihn heftig atmen, dann drehte er sich herum.
»Kruger hat mir von Ihnen berichtet, Mr. Sinclair. Sie sind wohl der

Neue in Penrith.« Er zog die rechte Hand aus der Tasche und streckte sie mir entgegen.

»Ja, ich komme aus London.«

Er reichte mir die Hand. Ich hatte das Gefühl, kaltes Fett anzufassen, widerlich irgendwie. Nicht weich, aber auch nicht hart, so ein komisches Mittelding.

Der Reverend trug eine Brille mit hellem Gestell. Auch sie machte sein dickes Gesicht nicht schmaler. Die Augen sahen hinter den Gläsern klein aus. Sein Haar besaß eine fahle Farbe und war nicht zur Bürste geschnitten, sondern flach nach hinten gekämmt. Die dicke Hand verschwand im Kragen des weißen Hemdes. Sogar eine Krawatte hatte er umgebunden. Den Stoff zierten blasse Streifen. Wie Pudding wirkte auf mich sein Kinn, und der Mund erinnerte mich an eine feuchte Schnauze.

Ich versuchte immer, mit möglichst wenig Vorurteilen Menschen gegenüberzustehen, hier konnte ich nicht anders. Dieser Mann war mir einfach unsympathisch. Kaum vorstellbar, daß ihn die Kinder mochten. Gerade sie hatten ein besonderes Gespür für Menschen.

Möglicherweise irrte ich mich auch. Als ich meine Hand aus der seinen löste, war sie feucht. Ich wischte die Fläche an meinem Hosenbein ab.

Den Mund hatte Reverend Guthry zu einem Lächeln verzogen. Er deutete auf zwei Stühle, die sich gegenüberstanden. »Bitte, nehmen Sie doch Platz, Mr. Sinclair.«

»Danke, es wird nicht lange dauern.«

»Dann darf ich fragen, was Sie zu mir führt? Ist es ein erster Anstandsbesuch?«

Ich nickte und erklärte ihm gleichzeitig das Gegenteil. »Nicht direkt, Mr. Guthry. Es gibt noch andere Gründe, weshalb ich gerade Sie und Ihr Heim besucht habe.«

Er lachte leise. »Lassen Sie mich raten. Nein, ich weiß es. Sie denken an die Kinder.«

»Genau.«

»Und an ihre Erzählungen.«

»Gut geraten. Sharon und Eric berichteten von einem Felsriesen, den sie entdeckt hatten. Beide gingen in das offene Maul dieser Kreatur hinein.«

Der Reverend nickte traurig. »Ja, ja«, sagte er, und es klang bedauernd. »Das ist schon eine Sache, mit der wir uns herumzuplagen haben. Wissen Sie, Mr. Sinclair«, jetzt legte er mir seine Hand auf die Schulter und versuchte die väterliche Tour, »wir haben es nicht einfach. Die Kinder, die bei uns sind, haben bis zu ihrem Eintreffen keinen sozialen Halt gehabt. Sie stammen aus zerrütteten Ehen, aus schlimmen Familienverhältnissen, über die ich kaum zu sprechen

wage, und es dauert immer sehr lange, bis wir sie zu normalen, lebensbejahenden Menschen erzogen haben. Die Schatten ihrer Vergangenheit verfolgen sie als schlimme Alpträume. Manchmal brechen sie sogar aus, wie Sharon und Eric.«

»Und die anderen Kinder.«

»Sie wissen davon?« Seine Hand rutschte endlich wieder von meiner Schulter herab.

»Man erzählte es mir.«

»So ist das leider. Die Kinder sind nicht normal, die Vergangenheit sitzt noch zu stark in ihnen.«

»Das wollen Sie ändern.«

»Natürlich.«

»Mit Gittern und Zäunen?« fragte ich. »Mit einer Anlage, die eher einer Kaserne ähnelt?«

Er räusperte sich. »Was soll das?«

»Es ist mein Eindruck.«

Guthry ging zum Fenster. »Ich weiß nicht, ob Sie sich in der Erziehung auskennen, Mr. Sinclair. Auch mir tut es leid, daß wir das Gelände einfrieden mußten, aber wir sehen uns halt dazu gezwungen. Nicht alle Kinder sind so, aber für diejenigen, die aus der Rolle fallen, haben wir den Zaun hochziehen müssen.«

»Sind es sehr viele?«

»Nein, es hält sich in Grenzen. Doch wie Sie selbst erlebt haben, gibt es immer wieder Ausbrüche. Da steckt niemand mehr drin, verstehen Sie das, Mr. Sinclair?«

»Ich versuche es. Wie halten Sie dagegen?«

Guthry räusperte sich. »Ich habe keine Ahnung, was Sie meinen?«

»Sie müssen doch irgendwie eine Lösung finden, die Kinder von den Alpträumen zu befreien.«

Er drehte sich wieder um, nahm die Brille ab, schaute auf seinen Schreibtisch und nickte verlogen. Mir jedenfalls kam es so vor. »Ja, Sie haben so recht«, erklärte er mit seiner salbungsvollen Stimme.

»Sie haben wirklich so recht, aber was sollen wir machen, Mr. Sinclair? Wir versuchen die Sportmethode, begreifen Sie? Viel Sport, denn er hält Körper und Seele gesund.«

»Ach, die Seele auch?«

Ich bekam einen scharfen Blick zugesandt. »Spotten Sie nicht, Mr. Sinclair. – Ich bin außergewöhnlich dankbar, daß es in der Stadt und der näheren Umgebung Menschen gibt, die uns auch finanziell unterstützen. Diese Aufgabe ist nicht einfach. Wir sind nicht perfekt, wer ist das schon, aber ich tue mein Bestes.«

»Auch Ihr Personal!«

Nach dieser Frage weiteten sich die Augen hinter seinen Brillengläsern. »Wie haben Sie das denn gemeint? Was ist mit meinem

Personal?«

»Es sieht zumindest sehr ungewöhnlich aus. Fast alle tragen die gleiche Kleidung, der Haarschnitt ist ebenfalls militärisch kurz, hier herrscht wohl ein zackiger Ton.«

Er nickte mir zu. »So ist es auch. Wir müssen es mit einer harten Disziplin versuchen, Mr. Sinclair.«

»Dann halten Sie nichts von der modernen Kinder-Psychologie.«

Er schaute mich lauernd an. »Worauf wollen Sie hinaus? Was paßt Ihnen hier nicht?«

»Ich habe nur eine Frage gestellt«, erwiderte ich mit harmlos klingender Stimme.

»Ach so, ja. Nein, ich halte nicht viel davon. Die alten Methoden sind mir die liebsten.«

»Schön. Und hinter Ihrem Gelände beginnen die Felsen.«

Jetzt war er irritiert. Dieser Themenwechsel paßte ihm wohl nicht.

»Was meinen Sie damit?«

»Ich denke an die Höhle.«

»Da gibt es keine Höhlen, Mr. Sinclair. Wenn die Kinder Ihnen das gesagt haben, waren es ihre Alpträume, die sie durchlebten. Aber wie ich hörte, waren Sie mit Commander Taylor zusammen. Sie sollten sich bei ihm über mich erkundigen.«

»Das tat ich schon. Nur bin ich es gewohnt, mir immer selbst ein Bild zu machen.«

»Das haben Sie ja jetzt.« Er schaute auf die Uhr. »Ist sonst noch etwas, Mr. Sinclair? Ich muß zu einer Besprechung mit meinen Leuten.«

»Noch eine Frage. Kruger ist tatsächlich Erzieher?«

»Soll ich Ihnen seine Zeugnisse zeigen?«

»Das ist nicht nötig, danke. Wie steht es mit seinem Begleiter, diesem Dario?«

»Er lernt noch.«

»Ja, niemand ist perfekt.«

»Was heißt das überhaupt?«

»Er war mir nicht sympathisch, Mr. Guthry. Sein Blick hatte etwas Verschlagenes an sich.«

»Dabei kennt Dario sich aus«, erklärte er mir, »denn er stammt selbst aus einem Heim. Er ist hier glücklich und fühlt sich sehr wohl.«

Ich nickte lächelnd. »Dann werde ich mal gehen, Mr. Guthry. War schön, Sie kennengelernt zu haben. Wir sehen uns bestimmt noch.«

Der Reverend hatte wieder sein mildes Lächeln aufgesetzt. »Davon bin ich überzeugt. Wer in Penrith arbeitet, kommt an uns einfach nicht vorbei, Mr. Sinclair.«

Ich grüßte mit einem Kopfnicken, drehte mich um und verließ das Büro des Mannes.

Wenn mir dort jemand Lügen aufgetischt hatte, dann war es Guthry. Ich glaubte fest daran, daß er mir hatte einen Bären aufbinden wollen. Dieser Mensch war anders, der war längst nicht so gütig, wie er sich gab.

Über dem Gelände lag eine gespenstische Ruhe. Ich wollte noch nicht abfahren und mich ein wenig umsehen. Rechts führte ein mit Platten ausgelegter Weg zum Pool.

Das Wasser lag ruhig in dem Becken. Wie verloren schaukelte ein Blatt auf der Oberfläche. Von hier aus bekam ich einen guten Blick zu den Felsen, die sich wie eine zerklüftete, graue Wand hinter dem Heimgelände abhoben.

Sie waren nicht glatt, aber auch nicht sehr kantig. An ihren Ecken und Enden wirkten sie stumpf, als wären sie mit rauhem Papier bearbeitet oder vom Regen abgewaschen worden.

Dort also waren die beiden Kinder hingegangen und hatten die geheimnisvolle Höhle gefunden, deren Existenz der Reverend vehement bestritt. Ich dachte anders darüber und wollte vor allen Dingen mit Sharon und dem Jungen reden. Möglicherweise erinnerten sie sich an den genauen Weg.

Aber wo steckten die beiden? Auf der Stelle drehte ich mich. Es standen einige Häuser zur Auswahl. Nur war nirgendwo ein Schild zu sehen, wer nun wo wohnte.

Auch vom Personal sah ich keinen. Die Männer schienen sich vor mir versteckt zu halten. Weibliches Personal war mir ebenfalls nicht aufgefallen, obwohl doch Jungen und Mädchen in dem Camp untergebracht worden waren.

Es war alles nicht einfach. Ich hatte zudem das Gefühl, daß mit diesem Camp einiges nicht in Ordnung war. Hier stank es zum Himmel, aber der Geruch hielt sich noch unter der Oberfläche.

Im Prinzip ging es mich nichts an. Ich hätte mich in den Wagen setzen und nach London fahren können, aber mir ging das Schicksal der Kinder einfach nicht aus dem Kopf.

Langsam schritt ich den Weg zurück. Auf halber Strecke hörte ich die schrille Stimme. Ein Kind schrie die Worte.

»Nein, ich will nicht! Laßt mich los, verflucht! Laßt mich doch endlich los!«

Ich war wie elektrisiert. Bevor ich mich in Bewegung setzte, antwortete ein Erwachsener.

»Nein, du kommst in den Bunker. Du hast dich schlecht benommen, mein Junge. Du wirst drei Nächte und drei Tage dort verbringen. Dann sehen wir weiter.«

Ich war schon vorgelaufen und blieb dicht vor einer Wand stehen.

Als ich um sie herumeilte, sah ich die beiden. Einer der Wärter zerrte ein Kind hinter sich her. Er stand vor einem schmalen Haus, das

aussah wie eine Laube.

Da riß er die Tür auf und verschwand mit dem Jungen.

Drei Tage und drei Nächte! Ich hatte die Worte noch in guter Erinnerung.

Dem wollte ich einen Riegel vorschieben. Bevor ich mir einen anderen Weg aussuchen konnte, kehrte der Kerl in Weiß zurück. In der Hand schimmerte noch der Schlüssel.

Den mußte ich haben.

Mit raschen Schritten lief ich dem weiß gekleideten Typ entgegen.

Er war fast so groß wie ich, hatte knochige Schultern und war einige Jahre jünger. Ich ging so direkt auf ihn zu, daß er einfach stehenbleiben mußte.

»Hi«, sagte ich.

»Was ist los?«

»Es geht um den Jungen, den Sie weggeschafft haben.«

»Na und?«

»Ich will ihn da raushaben.«

»Der Junge bleibt, wo er ist.«

»Geben Sie mir den Schlüssel!« forderte ich ihn auf.

Das tat er nicht. »Wer sind Sie?« fragte er statt dessen.

»Polizei.«

Der Weißgekleidete lachte. »Ein Bulle hat hier auf dem Gelände nichts zu sagen. Hau ab, du Mistkerl!«

»Den Schlüssel!« verlangte ich.

Er hielt ihn noch in der Hand, und er schaute zwischen seinen Fingern hervor. Wuchtig schlug er zu, um mir den Schlüssel in die Bauchdecke zu rammen.

Da war er an den Falschen geraten, denn damit hatte ich gerechnet. Blitzartig wich ich aus und hämmerte ihm die Kante der Hand gegen die Oberlippe, die anfing zu bluten. Plötzlich war sein Hemd nicht mehr weiß. Der Mann ächzte und schwankte auch. Den Schlüssel hielt er noch fest. Sein Blick bekam etwas Gemeines.

Ein zweiter Schlag schleuderte ihn zu Boden. Vertragen konnte er nicht viel, denn er kippte weg in das Reich der Bewußtlosigkeit. Ich rollte ihn in einen schmalen mit Gras bewachsenen Graben und nahm den Schlüssel an mich, dabei schaute ich mich um. Niemand hatte uns beobachtet, der Weg zu dieser Laube war frei.

Ich rannte mit schnellen Schritten hin. Als ich die Tür aufschloß und hinter ihr verschwand, fand ich mich in einem schmalen Gang wieder. Vor mir lagen drei Türen.

Hinter der rechten erklang das dünne Weinen des eingesperrten Jungen. Als ich die Schlösser verglich, stellte ich fest, daß der Schlüssel zu beiden Türen paßte.

Das kam mir mehr als gelegen. Ich hatte ihn kaum in das Schloß

geschoben, als das Weinen verstummte. »Ist da jemand?« hörte ich die Zitterstimme des Gefangenen.

»Keine Sorge, mein Junge, ich hole dich raus.«

»Wer sind Sie? Ich kenne Ihre Stimme nicht.«

»Ich bin ein Freund und meine es gut mit dir.« Sekunden später hatte ich die Tür offen und schaute mir den Jungen an, der wie ein Häufchen Elend auf einem Schemel hockte. Er hatte schwarzes Haar, auch seine Haut besaß einen dunklen Ton. Die Augen wirkten in dem runden Gesicht wie gemalt. Er konnte nicht älter als elf Jahre sein.

»Wer sind Sie denn, Sir?«

»Ich heiße John – und du?«

»Gerard.«

Ich ging in die Knie, damit der Höhenunterschied nicht zu groß war. »Okay, Gerard, jetzt möchte ich gern von dir wissen, weshalb man dich hier in das Gefängnis gesteckt hat.«

Er senkte den Kopf. »Ich… ich kann es nicht sagen. Ich schäme mich zu sehr.«

»Aber nicht vor mir.«

Gerard hob die Schultern. »In der Nacht ging alles so schnell. Ich mußte zur Toilette, aber ich schaffte es nicht. Da ist es eben passiert, Mister.«

»Ah, ich verstehe. Und jetzt ist man hier sauer auf dich.«

»Ja, die Strafe.«

»Passiert das öfter?«

Der Junge nickte. »Sie sind manchmal gemein. Außerdem hat man mir von dem Riesen erzählt.«

Ich spürte die Spannung in mir und faßte seine Hände an. »Wer hat davon erzählt, Junge?«

»Der… der Reverend.«

Mein Nicken fiel langsam aus. »Mr. Guthry also. Nun ja, dann weiß er Bescheid. Was hat er denn gesagt?«

»Daß der Riese oder der Kopf auf uns wartet. Auf uns alle. Wir sollen hineingehen.«

»Und wann wird das sein?«

Gerard hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Wir müssen erst einen Befehl erhalten.«

»Wer gibt euch den?«

»Wahrscheinlich der Reverend. Andere waren schon bei den Felsen. Sie wurden von uns getrennt und schlafen gemeinsam.«

»Hier im Camp?«

Der Junge nickte. »Ja, bei ihm im Haus. Beim Reverend. Für viele ist es eine Ehre.«

Das konnte ich mir vorstellen. Da hatte er die Kinder unter Kontrolle. Aber was stellte er mit ihnen an? Wozu brauchte er sie? Welche

Verbindung gab es zwischen dem Felsenkopf und Reverend Guthry? Ich wußte es nicht, aber ich nahm mir vor, diesen Fall zu klären, der immer mehr in ein dämonisches Fahrwasser schwamm.

»Was ist los, Sir? Sie sehen so abwesend aus?« fragte Gerard.

Ich lachte leise. »Keine Sorge, mein Lieber, das bekommen wir in die Reihe.«

Er hob die Schultern. »Sie wollen bestimmt wissen, was der Reverend mit den Jungen macht – oder?«

»Ja.«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, wie es weitergehen soll. Es ist alles so komisch.«

»Jedenfalls hole ich dich hier heraus.«

»Und dann?«

»Sehen wir weiter. Du fährst mit mir in die Stadt. Ich werde schauen, ob wir einen Platz für dich finden, bis alles vorbei ist.«

»Was soll denn vorbei sein, Sir?«

Als Antwort streckte ich ihm die Hand entgegen. Er faßte sie an und ließ sie auch nicht los, als wir das enge, muffig riechende Gefängnis verlassen hatten.

Gerard hatte Angst. Immer wieder schaute er sich vorsichtig um, ob uns auch niemand sah.

Wir hatten Glück, denn über dem Camp lag eine ungewöhnliche Stille. »Hat dir der Reverend auch etwas von dem Riesen erzählt?« fragte ich.

Gerard nickte. »Ja, aber ich wollte ihn nicht sehen, das habe ich Ihnen schon gesagt. Ich habe Angst davor. Der Stein, der lebt, das ist für mich schlimm.«

»Und Mr. Guthry?«

»Er liebt ihn, glaube ich.«

Mehr war aus dem Jungen nicht herauszubekommen. Ich beeilte mich zudem, meinen Wagen zu erreichen, und ging auf den Vorschlag des Jungen ein, sich im Kofferraum zu verstecken.

Rasch schloß ich die Haube, startete und rollte wieder auf das Tor des Camps zu.

Der Wächter dort erinnerte sich an mich und winkte mich durch.

Als wir außer Sichtweite waren, ließ ich Gerard heraus. Der Junge zitterte vor Furcht und war schweißbedeckt. »Sind wir wirklich nicht mehr im Lager?« fragte er.

»So ist es.«

Er atmete tief durch und preßte seine Hand gegen die Stirn. »Das ist gut, das ist toll. Aber wo soll ich hin?«

Ich fuhr wieder an und lächelte ihm dabei zu. »Das werden wir schon sehen…«

***

Commander Morg Taylor staunte nicht schlecht, als ich zusammen mit dem Jungen das Büro betrat und meinem alten Kollegen die Sachlage erklärte, bevor dieser Fragen stellen konnte.

Sprachlos hörte er zu. Erst als ich geendet hatte, schüttelte er den Kopf und staunte mich an. »Das… das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte er. »Das gibt es einfach nicht.« Er schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »John, du hast den Jungen entführt.«

»Habe ich das wirklich, Morg?«

»Ja.«

»Nein, ich habe ihn nur aus einem menschenunwürdigen Gefängnis geholt, das ist alles.«

»Wer gibt dir denn das Recht, dich in die Erziehungsmethoden des Reverends einzumischen?«

Ich lachte hart. »Erziehungsmethoden ist gut, das ist wirklich gut, Morg. Es ist eine Schande, eine Sauerei, wie die Kinder dort behandelt werden. Ich habe bei meinem kurzen Besuch genug gehört und auch gesehen.«

»Trotzdem hättest du es nicht machen dürfen.«

»Ich werde sogar noch mehr machen.«

»Und was, bitte?«

»Den Sumpf austrocknen.«

Morg schluckte nur. »Okay, und wie willst du das anstellen, John?«

»Das erkläre ich dir später«, erwiderte ich mit einem Seitenblick auf den Jungen. »Zunächst müssen wir uns um ihn kümmern. Wo kann er bleiben, bis alles vorbei ist?«

»Keine Ahnung.«

»Wie sieht es mit einem Hotel aus?«

»Da ist er so allein.«

»Stimmt auch wieder.«

»Hier kann ich ihn auch nicht gebrauchen«, murmelte der Commander, »aber ich könnte ihn zu meiner Schwester bringen. Die hat drei Kinder, da kommt es auf das vierte auch nicht an. Und für kurze Zeit wird das schon klappen.«

»Danke, Morg.«

Er lachte nur kratzig und griff zum Hörer. Wenig später war alles geregelt. Morgs Schwester signalisierte Zustimmung und versprach, den Jungen persönlich abzuholen.

»Da kann ja nichts schiefgehen«, kommentierte ich und erklärte Gerard, was wir mit ihm vorhatten. Er nickte nur, und er sah dabei auch erleichtert aus.

Als das Telefon summte, überkam mich sofort ein ungutes Gefühl.

Ich sollte mich auch nicht getäuscht haben, denn als Morg abhob, verfinsterte sich sein Gesicht, während er gleichzeitig fragte: »Was kann ich für Sie tun, Reverend?«

Über Lautsprecher hörte ich mit. Der gute Morg Taylor mußte sich eine Schimpfkanonade gefallen lassen, die schließlich in schlimmen Vorwürfen endete.

»Was wollen Sie denn, Reverend?«

»Den Jungen zurückhaben, den Ihr Mitarbeiter entführte.«

Taylor lachte. »Das kann ich mir vorstellen. Ich werde ihn dann suchen lassen.«

»Was? Er ist nicht bei Ihnen?«

»Nein.«

»Verdammt!« Der Fluch klang böse. »Was können wir denn jetzt alles machen?«

»John Sinclair wird ihn schon wieder zurückbringen.«

»Er hat einen meiner Leute niedergeschlagen, das kommt auch noch hinzu!« beschwerte sich Guthry.

»Dafür kann ich nichts.«

»Commander, Sie haben sich da eine Laus in den Pelz gesetzt. Ich kann Sie vor diesem Menschen nur warnen.«

»Das haben Sie bereits getan, danke sehr. Aber Sie hören von mir, wenn sich Sinclair gemeldet hat.«

»Ich warte.«

»Puh«, sagte Taylor, als er aufgelegt hatte. »Der war vielleicht in Form, John.«

»Danke, alter Junge, daß du mich nicht verraten hast.«

»Na – so ganz legal war das nicht.«

»Aber in diesem Fall heiligt der Zweck die Mittel, darauf kannst du dich verlassen. Der Reverend ist ein Teufel in Menschengestalt. Guthry hat mit den Kindern etwas vor. Er selbst hat ihnen von der geheimnisvollen Höhle berichtet oder von dem Kopf aus Stein. Ich bin mittlerweile davon überzeugt, daß es ein Fall für mich geworden ist. Du bleibst außen vor, Morg.«

Er fragte nicht weiter, denn seine Schwester erschien, die ich nicht kannte. Sie hatte aber von mir gehört, wenn Morg mal bei ihr von alten Zeiten plauderte.

»Schön, daß wir uns mal begegnet sind, Mr. Sinclair.«

»Das meine ich auch.«

Sie strich dem Jungen über das Haar. »Und du kommst mit mir, Gerard?«

»Ja, gern.«

Wir verabschiedeten uns von der Frau, dann lehnte sich Morg von innen gegen die Tür, als wollte er mich nicht mehr aus seinem Büro lassen. »So, John Sinclair, komm zur Sache.«

»Gern. Ich werde noch einmal in das Camp fahren. Diesmal allerdings inoffiziell.«

»Über den Zaun?«

»Richtig.«
»Und dann?«
»Schaue ich mich um. Ich werde das Gefühl nicht los, daß die folgende Nacht wichtig ist. Alle Kinder, die das Gesicht des Riesen gesehen haben und in dessen Maul verschwunden sind, hat der Reverend in sein Haus geholt.«
Morg schaute mich skeptisch an. »Stimmt das auch?«
»Der Junge sagte es.«
Er räusperte sich. »Das ist in der Tat ungewöhnlich.« Dann nickte er. »Also, was habe ich bei der Sache zu tun?«
»Wenn ich mich beim Morgengrauen noch nicht gemeldet habe, solltest du das Camp und die Felsen durchsuchen.«
»Nicht vorher?«
»Nein.«
»Du bist ein Mann, der alles allein macht, wie?«
Ich schüttelte den Kopf. »Irrtum. Normalerweise arbeite ich mit einem Partner zusammen, aber er ist zur Zeit in London. Ich muß den Weg allein gehen.«
»Wie viele Gegner hast du?«
Ich hob die Schultern. »Kennst du dich aus, was die Personalstärke des Camps angeht?«
»Leider nein.«
»Ich werde vorsichtig sein.«
»Das will ich dir auch raten. Der Reverend reagiert manchmal verdammt empfindlich. Er hält sich für den Größten, für einen regelrechten Halbgott, und er hat Beziehungen.«
»Die ihm bald nichts mehr nützen werden, Morg«, versprach ich. »Halbgötter sind mein Spezialfall, die stürze ich gern von ihrem Thron…«

***

Ich war wieder da!
Diesmal hatte ich den Wagen ein Stück vor dem Camp abgestellt und mich dem Ziel zu Fuß genähert.
Die Dunkelheit hatte ich abgewartet, und sie war gekommen wie ein gewaltiger, schwarzgrauer Sack, um alles zu verschlingen. Eine schlimme Sommernacht, die auf einmal schwül war. Die warme Luft kam aus dem Süden und überflutete das Land.
Die Finsternis gab mir auch den nötigen Schutz, denn Sterne entdeckte ich kaum. Nur der Mond stand als verwaschene helle Sichel hinter einem dünnen Wolkenband.
Staub hing in der Luft, als wäre er von irgendwelchen Autoreifen aufgewirbelt worden.
Geduckt näherte ich mich dem Drahtzaun. Von Morg Taylor hatte ich

eine Zange bekommen, die auch Metall durchschnitt, denn über den Zaun zu klettern, war riskant.

Im Camp brannten kaum Lichter. Nur die Notbeleuchtung verstreute ihren bläulichen Schein.

Ich wollte nicht dort über den Zaun, wo der Eingang lag, sondern suchte nach einer einsamen Stelle. Schon bald sah ich den Maschendraht vor mir glitzern. Er sah aus, als würde er im Licht des Halbmondes gebadet.

Vor dem Zaun tauchte ich unter. Die Zange hielt ich in der rechten Hand. Beide Hälften bildeten eine Schere, die ich nur anzusetzen brauchte.

Niemand beobachtete mich. Vergeblich lauschte ich dem Klang von Schritten nach. Patrouillierende Wächter schien es nicht auf dem Gelände zu geben. Guthry fühlte sich ziemlich sicher.

Sollte er, das konnte mir nur zum Vorteil gereichen. Ich setzte die Drahtschere an, drückte zu und hörte das Knacken, bevor der Draht mit einem singenden Geräusch auseinanderflog.

Noch zweimal schnitt ich an verschiedenen Stellen, dann war das Loch groß genug, um mich durchzulassen. Allerdings mußte ich mich auf allen vieren bewegen.

Die Zange stecke ich wieder ein. Sie wog nicht einmal viel. Keine Schritte, keine fremden, verdächtigen Geräusche, auch keine Hunde, die das Gelände abliefen, nur meinen eigenen Atem hörte ich.

Weit entfernt lagen die Felsen. Die aber konnte ich in der Dunkelheit nicht einmal erahnen. Sie lagen viel zu weit weg.

Aber die Gebäude sah ich. Wie schwarze, viereckige Klumpen hoben sie sich vom Erdboden ab. Um das Haus des Reverends zu erreichen, mußte ich den größten Teil der Campfläche durchqueren.

Keine leichte Aufgabe.

Hinter wenigen Fenstern nur brannte Licht. Selbst die Räume, in denen sich die Heiminsassen aufhielten, waren dunkel. Man hatte hier alles unter Kontrolle.

Die weißgekleideten Wächter liefen mir auch in den folgenden Minuten nicht über den Weg, so daß ich unbemerkt Mr. Guthrys Haus erreichte.

Wo seine Büroräume lagen, war mir bekannt. Ich schaute durch die Scheibe, entdeckte aber nichts, denn es brannte kein Licht. In totaler Finsternis lag das Büro.

Wie sollte ich hineingelangen?

Geduckt schlich ich zur Eingangstür, probierte die Klinke. Die Tür war verschlossen.

Ich holte ein kleines Besteck hervor. Das Schloß war nicht das allerneueste, ich würde es mit meinem Werkzeug bestimmt knacken können. Es war eine Sache von einer halben Minute, dann war die Tür

offen.

Glücklicherweise war sie gut geölt. Lautlos schwang sie zurück.

Ich duckte mich wieder und tauchte in den Flur. Schon am Nachmittag hatte es nach Bohnerwachs gerochen. Dieser Gestank war auch nicht verschwunden.

Der Reverend interessierte mich nicht, denn ich wollte mit den Kindern reden. Aber wo schliefen sie? Bestimmt nicht in den Büroräumen, ich mußte mich um die anderen Türen kümmern.

Leise ließ ich die Tür hinter mir zufallen. Wenn der Reverend die Kinder in seiner Nähe versammelt hielt, dann hatte er mit ihnen etwas vor, das war mir klar. Außerdem ging ich davon aus, daß es mit der Höhle oder dem Gesicht in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen mußte.

Zu sehen war nichts. Kein Flüstern, keine Stimmen, auch kein Atmen, alles war eben anders.

Ich lauschte zunächst an der ersten Tür, bevor ich sie öffnete und nicht viel sehen konnte. Jedenfalls befand sich kein Mensch im Raum, denn die Wände waren vollgestopft mit Regalen, in denen Aktenordner standen.

Das mußte so etwas wie das Archiv des Reverends sein, für mich vorerst unwichtig.

Hinter der nächsten Tür lag eine kleine Küche. Durch das Fenster konnte ich bis auf die dunkle Oberfläche des Pools schauen, wo hin und wieder ein heller Reflex über die kleinen Wellen lief.

Es war stickig und schwül zwischen den Wänden. Auch mir rann der Schweiß von der Stirn, als ich weiterging. Das Büro des Mannes lag auf der gegenüberliegenden Seite. Viel Auswahl hatte ich nicht mehr, öffnete die nächste Tür sehr vorsichtig, peilte durch den Spalt – und wußte sofort, daß ich an der richtigen Adresse war.

Mein Blick fiel in einen Schlafraum, in dem sechs Betten standen.

Waren sie belegt?

Erst als ich die Tür hinter meinem Rücken geschlossen und mich den ersten genähert hatte, sah ich die Umrisse der Körper, die sich von den Laken abhoben.

Die Kinder atmeten, mehr war auch nicht zu hören. Kein Gespräch, kein Flüstern, sie lagen für meinen Geschmack schon in einer unnatürlichen Ruhe da.

Oder hatte man sie unter Drogen gesetzt?

Als ich daran dachte, begann es in mir zu kochen. Neben dem ersten Bett blieb ich hocken, hob nur den Kopf an und peilte über die Kante genau in das Gesicht des dort auf dem Rücken liegenden Jungen. Wieder hatte ich Glück, denn es war Eric, der dieses Bett benutzte. Er mußte mich gesehen haben, doch er rührte sich nicht.

»Psssttt«, zischelte ich, als ich ihn an der Schulter berührte. »Bist du

wach, Junge?«
Eric bewegte die Augen. In der Dunkelheit sah ich sogar das Weiße leuchten. Es zeichnete sich heller ab als das Rechteck des Fensters an der Stirnseite.
Ich wiederholte meine Frage.
»Wer sind Sie, Mister?«
Sehr genau hatte ich hinhören müssen, um die Frage verstehen zu können. Etwas irritiert war ich schon, weil mich Eric nicht erkannt hatte. »Kennst du mich nicht?«
»Nein.«
»Wir haben uns bei Commander Taylor gesehen.«
Pause. Dann die Frage: »Wer ist das?«
Ich bekam einen Stich durch die Brust. Verdammt, die Kinder schienen ihr Gedächtnis verloren zu haben. Was hatte dieser Teufel Guthry mit ihnen angestellt?
»Ich bin John, mein Junge. Ist Sharon auch hier?«
»Ja, gegenüber.«
Gut, daß er wenigstens auf diese Frage geantwortet hatte. Mal sehen, wie es weiterlief, wenn ich beim eigentlichen Thema blieb.
»Und weshalb seid ihr hier im Raum versammelt? Warum schlaft ihr nicht woanders, Junge?«
»Ich habe es nicht gewollt. Der Reverend will es.«
»Warum?«
Eric bewegte die Hände, als wollte er von den Flächen den Schweiß abreiben. »Wir werden bald geholt. Der Reverend kommt und bringt uns in die andere Welt.«
Das war schon was, dachte ich. »In welche Welt will er uns denn bringen?«
»Der Riese, der Kopf, sein Maul – dahinter liegt die andere Welt. Wir werden zu kleinen Engeln, hat er gesagt. Ja, wir sollen zu Engeln werden.«
Mir rann es kalt über den Rücken. Dieser Guthry war ein Schwein, er war eine Bestie, denn unter dem Begriff konnte ich mir nur das Schlimmste vorstellen. Ich sagte es allerdings nicht und fragte ganz normal weiter.
»Wann wird man euch denn holen?«
»Es ist noch in der Nacht. Es dauert nicht lange, das weiß ich. Dann gehen wir.«
»Freust du dich darauf?«
»Ja, er hat vom Paradies gesprochen.«
»Das hast du schon gesehen, nicht wahr? Du und deine kleine Freundin Sharon…«
»Wir waren da.«
»Und was fiel euch auf?«

»Ich weiß es nicht. Der Riese war so groß. Wir gingen durch den Tunnel in das Paradies, glaube ich. Aber heute können wir es ganz sicher sehen, das hat der Reverend versprochen.«

»Ist gut, mein Junge. Willst du mir einen Gefallen tun?«

»Gern.«

»Sag niemandem, daß wir miteinander gesprochen haben.«

»Ich verspreche es. Aber willst du nicht auch das Paradies sehen?« fragte er.

»Mal schauen, wie es läuft. Es könnte nicht schaden, finde ich. Ach so, auch Sharon braucht nicht zu wissen, daß…« Ich sprach nicht mehr weiter, denn ich hatte vom Gang her Geräusche gehört, die mir bekannt vorkamen.

Es waren Schritte, die sich der Tür näherten, und ich mußte davon ausgehen, daß die Kinder jetzt geholt wurden.

»Kein Wort von mir!« schärfte ich Eric noch einmal ein und zog mich zurück. Ich lief dorthin, wo die Betten am weitesten von der Tür entfernt standen und konnte nur hoffen, daß der Eintretende darauf verzichtete, das Licht einzuschalten.

Kaum hatte ich mich flach unter das letzte Bett gedrückt, da wurde die Tür schon geöffnet. Da ich unter den Betten hinwegschauen konnte, entdeckte ich auch den schmalen, grauen Streifen, der sich in den Schlafraum schob.

War es Guthry, der in der Tür stand?

Nein, ein anderer war von ihm geschickt worden. Kruger, der angebliche Erzieher und Sportlehrer. Ich hörte seine Stimme und erkannte sie sofort, auch wenn er nur flüsterte.

Seine Worte richtete er eindringlich an die Jungen und Mädchen, die ihm gehorchten. Sie richteten sich in ihren Betten auf.

»Das Paradies«, sagte Kruger, »wird auf euch warten. Der Reverend hat euch ausgesucht, euch den Weg gezeigt, euch vorbereitet und allein für diese besondere Nacht geprüft. Jetzt ist es soweit. Ihr könnt endlich hineingehen in das, was er euch bietet.« Ich bekam mit, wie Kruger in die Hände klatschte. »Kommt, steht auf. Hoch mit euch, laßt den Meister nicht zu lange warten!«

Drei Jungen und ebenso viele Mädchen hockten in ihren Betten.

Jetzt schwangen sie sich herum und glitten mit ihren nackten Füßen in die bereitstehenden Schuhe.

Sie alle trugen die gleiche Kleidung. Nachthemden, die weiß glänzten und bis zu den Knöcheln reichten.

Wie eingeklemmt lag ich unter dem Bett und hatte wieder Glück, daß der Junge, der aufstand, es zur anderen Seite hin tat und mich nicht entdeckte.

Kruger wartete auf sie. Ich konnte nur die Füße sehen und bekam mit, wie sie sich aufstellten. Sie bildeten drei Zweierreihen, fast wie

beim Militär.

»Und nun kommt!« sagte Kruger. »Der Reverend wartet bereits am Eingang zum Paradies.«

Wie auf ein Startzeichen hin setzten sich die sechs Kinder in Bewegung und gingen im Gleichschritt auf die offenstehende Tür zu, durch die sie verschwanden.

Kruger wartete, bis alle im Gang waren, dann machte auch er kehrt und ging. Er schloß die Tür nicht einmal leise. Zurück blieb ich, eingeklemmt unter dem Bett.

Tief atmete ich aus. Verflixt, das hätte auch ins Auge gehen können. Doch in dieser Nacht schien mir der Stern des Glücks besonders hell zu strahlen.

Ich lag auf dem Bauch und schob mich unter dem Bett hervor. Als das Versteck hinter mir lag, drehte ich mich um. Mit einer schnellen Bewegung kam ich wieder auf die Füße, ging noch nicht zur Tür, sondern blieb dicht neben dem Fenster stehen und schaute nach draußen.

Ich sah die sechs Kinder.

Ihre Formation hatten sie nicht verlassen. Sie schritten am Pol vorbei, begleitet von dem in Weiß gekleideten Kruger, der wie ein Offizier neben ihnen herschritt.

Nach Guthry brauchte ich nicht erst zu suchen. Er würde sich nicht in seinem Zimmer aufhalten. Krugers Worten hatte ich entnommen, daß er am Eingang zum Paradies wartete. Damit konnte nur die geheimnisvolle Felsenhöhle gemeint sein.

Sie war auch mein Ziel. Nur konnte ich der Gruppe nicht so dicht auf den Fersen bleiben. Ich würde sie aber stets im Auge behalten, das stand fest.

Kruger war erschienen. Für mich ein Beweis, daß Guthry sein Personal ebenfalls mit eingeschaltet hatte. Auf diese durchtrainierten Schläger mußte ich achtgeben. Daß sie nicht lange fackelten, hatte ich am Nachmittag erlebt.

Ich huschte der Zimmertür entgegen, um ebenfalls zu verschwinden.

Was mich warnte, weiß ich nicht, jedenfalls war es ein Geräusch, und ich hörte es in meinem Rücken.

Blitzschnell drehte ich mich um.

Nicht nur ich hatte unter einem Bett gelegen, auch einem zweiten Typ war dieses Versteck sehr gelegen gekommen. Er trug keine weiße Kleidung, die paßte wohl nicht zu seinem dunklen Haar. Hell blitzten dagegen seine Zähne, als er grinste.

Ich drehte der Tür den Rücken zu. Wir beide standen im Gang zwischen den Betten, und ich wußte, daß meine Glückssträhne in dieser Sekunde abrupt unterbrochen worden war.

»Ich habe es mir gedacht!« keuchte er, »ich habe es mir gedacht. Du

willst nicht aufgeben, Bulle. Aber das war dein letzter Fehler. Hier kommst du nur als Leiche heraus.«

»Tatsächlich?« fragte ich.

»Klar!« Er blieb stehen, bewegte nur eine Hand und holte mit einer gedankenschnellen Bewegung eine Waffe unter seinem Jackett hervor.

Es war ein Bajonett!

***

Dieser Teufel war mit allen Wassern gewaschen. Am Nachmittag hatte ich das sadistische Leuchten in seinen Augen gesehen. Wer eine derartige Waffe einsetzte, der konnte nicht alle Tassen im Schrank haben, der war im Gehirn gestört.

Das brachte mich nicht weiter. Ich mußte mich wehren, und das war nicht einfach.

Ich hasse lange Fights, auch hier wollte ich es nicht auf einen Kampf ankommen lassen. So schnell wie er war ich ebenfalls und hielt plötzlich meine Beretta in der Hand.

»Nun?« fragte ich.

Dario grinste. Diesmal verunsichert, dennoch gab er nicht auf.

»Das nutzt dir gar nichts. Du kannst mich erschießen, aber man wird dich dann jagen.«

»Stimmt! Nur hast du nichts davon. Ich gebe dir einen Rat. Wirf den überlangen Zahnstocher weg!«

Er schüttelte den Kopf.

Im Dämmerlicht zwischen den Betten standen wir uns wie ein Schattenwesen gegenüber. Erstarrt waren wir nicht, denn ich hob meinen Arm an und zielte über die matt schimmernde lange Klinge hinweg auf seine Augen. »Laß es fallen, Junge, mach dich nicht unglücklich! Ich werde schießen, ich muß es tun. Schon allein im Interesse der entführten Kinder, wenn du verstehst.«

Er gab ein Geräusch von sich, das mich an das Knurren eines Wolfes erinnerte. Plötzlich senkte er den rechten Arm, die Klinge wies zu Boden. Auch ich entspannte mich ein wenig.

»Noch einmal, weg damit!«

»Ja, schon gut!« Er öffnete die Faust. Die Mordwaffe fiel polternd zu Boden.

»Wunderbar!« lobte ich ihn. »Jetzt brauchst du sie nur noch unter eines der Betten zu kicken.«

Das tat er mit einem lässigen Schwung seines rechten Fußes.

»Bravo, Killer, dreh dich um!« Er tat es erst, als ich auf ihn zuschritt.

Langsam, mit etwas angehobenen Händen, wobei er zischend die Luft ausstieß.

Ich blieb hinter ihm stehen, allerdings nicht zu dicht, denn ich kannte die Regeln und traute Dario zu, daß er einen Trick in der

Hinterhand hatte. Mit der Waffenmündung berührte ich kurz seinen Nacken, wobei er zusammenschrak. »Ich mag es, wenn du plauderst, mein Junge. Was hat Guthry mit den Kindern vor?«

»Frag ihn selbst.«

»Das werde ich bestimmt. Aber ich will auch von dir einen Hinweis haben, damit ich mich darauf einrichten kann.«

»Nein!«

»Er lockt sie in die Höhle – oder?«

»Kann sein.«

»Was geschieht dort?«

»Da backen sie Kuchen.«

»Noch eine dumme Antwort, und ich kenne mich selbst nicht mehr wieder, Freund.«

»Na und?«

Ich wollte ihn wieder mit der Waffe anstoßen, plötzlich sah ich kein Ziel mehr. Als hätte man Dario den Boden unter den Füßen weggezogen, war er zusammengesackt, warf sich mit einem Hechtsprung nach links, landete auf einem der Betten und rollte auf der anderen Seite herunter, wobei er wieder aufsprang wie eine Gummipuppe. Dieser Typ konnte sich bewegen wie eine Katze, und er war weitaus gefährlicher.

Plötzlich stieß er sich ab. Ich schrie ihn noch an, daß ich feuern würde, er achtete nicht darauf. Wie ein Pfeil flog er auf die Zimmerwand zu, so sah es jedenfalls von meinem Standort aus.

Ein Irrtum, denn Dario hatte sich das Fenster ausgesucht. Er stellte sich in Position. In das Splittern und Platzen hörte ich noch seinen Kampfschrei, dann war er draußen und vor meinen Augen verschwunden.

Natürlich hätte ich schießen können, ich hatte es nicht getan. Er war schließlich waffenlos gewesen, zudem ein Mensch und kein Dämon. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihn mir draußen zu holen.

Auch ich nahm den Weg durch das Fenster. Der normale wäre zu lang gewesen.

Mit den Schultern riß ich noch einige Splitter aus dem Rahmen, dann war ich draußen, kippte nach vorn und verlängerte den Aufprall zu einer Rolle vorwärts, aus deren Schwung heraus ich wieder auf die Beine kam.

Dario war noch nicht verschwunden. Ich sah seine schattenhafte Gestalt auf den Pool zurennen und nahm die Verfolgung auf. Es wirkte so, als wollte er sich in das Wasser stürzen, doch dicht vor dem kleinen Sprungbrett an der Stirnseite drehte er nach links ab und war im nächsten Moment meinen Blicken entschwunden.

Wahrscheinlich hatte er sich in oder neben der Hecke versteckt, die den Pool schützte.

Ich mußte meine Augen überall haben, denn Dario konnte leicht Verstärkung herbeiholen.

Das tat er nicht. Es blieb ruhig in dem Camp. Nur wir beide schienen in der Dunkelheit zu lauern.

Vor dem Sprungbrett blieb ich stehen. Ich konnte die Hecke sehen.

Sie wuchs in einem dichten Grün, das auf mich wie eine Mauer wirkte, die kaum zu durchdringen war. Da Dario dunkle Kleidung trug, bildete sie eine gute Tarnung.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als auf sein Versteck zuzugehen.

Trotz der Bewaffnung war mir nicht wohl. Der Streß hielt mich in seinen Klauen. Zwischen Hecke und Pool befand sich nicht viel Platz. Eine Strecke von höchstens zwei Yards Breite.

Sie lag leer da. Nur ein zusammengeklappter Liegestuhl fiel mir ins Auge.

Sehr lang war die natürliche Mauer nicht. Dario konnte von mir unbemerkt um die Hecke herumgelaufen sein, um sich dahinter zu verstecken, wobei er mich durch die Lücken beobachten würde.

Nur die natürlichen Geräusche umgaben mich. Das Säuseln des warmen Windes, der auch über den Pool fuhr und dafür sorgte, daß sich Wellen auf der Oberfläche bildeten, die sanft gegen Ränder des Beckens klatschten.

Es war eine ungewöhnliche Ruhe, die vom Atem des Todes durchbrochen wurde.

Ein Hauch nur, aber gefährlich. Er streifte über meinen Nacken, ich blieb stehen und erkannte, daß mich die Bewegungen der kleinen Heckenblätter irritiert hatten.

Grundlos?

Nein, denn urplötzlich brach Dario hervor wie ein Berserker. Die Hecke bildete kein Hindernis. Er brauchte sie auch nicht mit den bloßen Händen zu teilen, denn er besaß eine Waffe.

Woher er das zweite Bajonett genommen hatte, wußte ich nicht.

Wahrscheinlich war es ebenfalls unter seiner Kleidung verborgen gewesen. Und mit dieser verfluchten Klinge hatte er sich den Weg freigeschlagen.

Ich hörte ihn schreien und gleichzeitig das Sausen des verdammten Stahls.

Im letzten Augenblick warf ich mich zur Seite, gleichzeitig zurück.

Kleine Zweige peitschten in mein Gesicht, die Bajonettklinge hatte sie aus der Hecke herausgefetzt.

Mit einem Sprung landete Dario vor mir. Er war zu einem Teufel geworden und schlug wieder zu.

Diesmal hüpfte ich nach rechts.

Neben mir hämmerte die Klinge auf das Pflaster, so hart, daß ein Funkenstrom entstand.

Er nahm keine Rücksicht, ich durfte auch keine nehmen, schwang den Arm herum und sorgte dafür, daß die Mündung der Waffe auf seinen Körper zeigte.

Die Klinge war schneller. Das Klingen, der kurze Schmerz, es ging ineinander über, und ich verlor die Waffe. Er hatte mich am Handgelenk erwischt.

Die Beretta machte sich selbständig. Sie besaß noch so viel Schwung, daß sie bis zu dem Pool schlitterte und darin versank.

Der verrückte Killer keuchte und lachte in einem. Ich erwischte ihn mit einem Tritt, der schneller war als seine Klinge. Dario verlor den Halt, ruderte mit den Armen, tat mir aber nicht den Gefallen, im Pool zu verschwinden.

Vom Rand griff er wieder an.

Gefährlich und schnell wie ein Ninja kam er auf mich zu. Er schlug diagonale Kreuze mit der Klinge, ich bekam das harte Pfeifen der Luft mit, fiel gegen die Hecke und federte mit dem Rücken wieder ab.

»Ha!« Der Brüllton schmetterte in meinen Ohren, als er das Bajonett von oben nach unten schlug.

Ich drehte zur Seite. Er teilte nur die Hecke, keilte gleichzeitig mit dem rechten Fuß aus und erwischte mich böse am Schienbein. Der Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen. Ich wankte zurück. Er kam mir nach, schlagend. Ich unterlief ihn, hebelte ihn über meine Schulter hinweg, aber der Kerl krallte sich so hart an mir fest, daß ich ihn nicht wegschleudern konnte und auf dem schmalen Stück zwischen Hecke und Pool ausrutschte.

Diesmal landete ich im Wasser.

Darios Pech war es, daß er mich nicht losgelassen hatte, so klatschten wir gemeinsam in den Pool.

Sofort tauchten wir unter.

Das Wasser war nicht tief. Wenn ich stand, reichte es mir gerade bis zur Brust. Ich schwamm sofort zurück, mein Glück, denn Dario kam hoch und drosch sofort zu.

Diesmal klatschte die Klinge auf die Oberfläche und schleuderte mir nur Wasser ins Gesicht.

Da Dario kleiner war als ich, tauchte er auch tiefer ein. Wenn er schlagen wollte, mußte er die Arme aus dem Wasser heben, was ihn wiederum behinderte.

Ich tauchte unter.

Jetzt kam es auf die Schnelligkeit an. Bevor er noch reagieren konnte – er hatte sich zu sehr auf das Bajonett verlassen –, bekam ich seine Beine zu packen.

In Höhe der Kniekehlen packte ich mit beiden Händen zu und riß heftig daran.

Dario hatte Pech. Er verlor den Boden unter den Füßen und wollte

wegschwimmen, aber ich hielt eisern fest und schaffte es sogar, in die Höhe zu tauchen.

Die nächsten Sekunden entwickelten sich zu einem Drama. Dario trampelte wie ein Irrer, während meine Hände noch wie Klammern um seine Knöchel lagen.

Immer wieder wollte er hochkommen und gleichzeitig zustechen, beides klappte nicht.

Ich war eisern und sorgte dafür, daß er stets unter Wasser blieb.

Eiskalt mit äußerster Kraftanstrengung hielt ich die Beine und merkte, wie seine Gegenwehr schwächer wurde.

Dabei mußte ich achtgeben, daß er vor meinen Augen nicht ertrank. Noch einige Sekunden gab ich ihm, dann ließ ich die Beine los. Er wollte mir wegtreiben, ohne daß er sich dabei bewegt hätte, allein vom Wellenschlag des Wassers.

Seine Waffe hatte er verloren. Sie war auf den Grund des Pools gesunken. Ich umfaßte seine Schultern und hievte ihn so hoch, daß er stehen konnte, was ihm auch nicht gelang, er war zu schwach. In meinem Griff gehalten, zerrte ich ihn an den Rand des Pools und hievte ihn aus dem Wasser.

Dario lebte noch, doch er sah bereits aus wie eine Wasserleiche, das war auch in der Dunkelheit zu erkennen. Ich drehte ihn auf den Bauch, damit das Wasser aus seinem Mund fließen konnte. Dabei fing er an zu würgen und zu spucken.

Nur – wohin mit ihm?

Ich schleppte ihn zu einer der Umkleidekabinen. Bevor er richtig merkte, was geschehen war, hatte ich ihn schon in die Ecke gesetzt.

Mit dem Rücken lehnte er an der Wand und glotzte zu mir hoch.

Ich hob die Schultern. »Sorry«, sagte ich und schlug wohldosiert zu.

Dario sackte zusammen. Für die nächsten beiden Stunden würde er mit Sicherheit ausfallen.

Ich stieß die Tür der Kabine auf und taumelte wieder aus dem engen Gefängnis ins Freie. Erst jetzt erfolgte auch bei mir die Reaktion auf den dramatischen Kampf. Meine Beine zitterten ebenso wie die Arme. Ich hätte mich ebenfalls am liebsten hingelegt, das war nicht möglich, die schwerste Aufgabe lag noch vor mir, doch bevor ich die angehen konnte, mußte ich erst nach der Beretta tauchen. Danach schloß ich sekundenlang die Augen, wobei ich auch noch darauf wartete, daß sich mein Herzschlag wieder beruhigte.

Allmählich lies das Zittern meines Körpers nach. Auch die Sehkraft verstärkte sich, ich konnte meine Umgebung wieder normal und klar erkennen. Tief pumpte ich Luft in die Lungen, atmete sie wieder aus, keuchte und spie ebenfalls Wasserreste.

Unser Kampf war nicht gesehen worden. Jedenfalls sah ich keinen der Aufpasser. Auch an den Fenstern der Schlafzimmer zeigte sich

kein Kindergesicht.
Das Camp lag da wie verlassen.
Ich strich das nasse Haar zurück, fuhr auch durch mein Gesicht und dachte plötzlich an Morg Taylor. Wie ich ihn kannte, sorgte er sich bestimmt um mich. Wenn ich ehrlich war, fühlte ich mich auch etwas überfordert. Es wäre schon gut gewesen, den Commander als Rückendeckung zu wissen.
Ein Telefon fand ich im Büro des Reverends. Wie ich es mir gedacht hatte, wartete Taylor noch in seinem Büro.
»Und, John? Alles klar?«
»Nicht einmal ein Fünftel. Aber es ist mir verdammt an die Nieren gegangen.«
»Was war denn?«
Ich berichtete von meinem Kampf gegen Dario, den wahnsinnigen Killer.
»O je, da hast du Schwein gehabt. Und was jetzt?«
»Ich werde mir die anderen vornehmen.«
»Was?«
»Ja, hör zu, nicht hier im Camp.« In den nächsten fünf Minuten entwickelte ich einen Plan, dem Morg Taylor allerdings nur schweren Herzens zustimmte…

***

Die Felsen!
Tagsüber und bei Sonnenlicht sicher ein heißes Gebiet, in der Nacht jedoch ein Areal, das aus weichen Konturen, unheimlichen Schatten, kleinen Schluchten, Spalten und auch Rissen bestand, zudem von einem trockenen, staubigen Boden aus in die Höhe wachsend, der jegliche Vegetation vermissen ließ.
Ich war dort, und ich hatte mich regelrecht dorthin vorgearbeitet.
Meine Kleidung dampfte, in dieser verdammten Schwüle trocknete kaum etwas.
Diesmal hatte ich den Zaun nicht zu durchtrennen brauchen. Ein schmales Tor an der Rückseite stand offen, durch das auch Kruger mit seinen sechs Begleitern gegangen war.
Zu sehen war von ihnen nichts.
Gerade er und die Kinder in der hellen Kleidung hätten sich abheben müssen, aber die Schatten waren einfach zu tief.
Ein wenig erinnerte mich die Gegend an Südfrankreich, wo es den kleinen Templer-Ort Alet-les-Bains gab, mit der Kathedrale der Angst, dieser schmalen Felsenschlucht, in der das silberne Skelett eines Hector de Valois lag, derjenigen Person, die in mir wiedergeboren war und die ebenfalls einmal das Kreuz besessen hatte.
Bei dieser grauen Finsternis hätte ich gut und gern eine Lichtquelle

gebrauchen können, nur traute ich mich nicht, die kleine Leuchte hervorzuholen und sie einzuschalten. Selbst das Flackern eines Zündholzes wäre zu verräterisch gewesen und hätte auf eine große Entfernung gesehen werden können.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich in der Dunkelheit weiterzubewegen.

Dabei über einen Boden hinweg, der Gift war für normale Schuhe, wie ich sie trug.

Immer wieder rutschte ich auf den Buckeln ab, die aus dem Boden wuchsen. Manchmal waren sie wie glatte Eisflächen, und es dauerte seine Zeit, bis ich einen schmalen Pfad gefunden hatte, der sich zwischen diesen Hindernissen herschlängelte.

Nun klappte es besser, und es ging bergauf. Ich hoffte stark, daß ich nicht noch zu klettern brauchte, denn dafür waren meine Schuhe nicht geeignet.

Hin und wieder legte ich Pausen ein, schaute nach vorn, sah aber nichts.

Auch nicht das Gesicht eines steinernen Felsmonsters mit seinem gewaltigen Maul.

Die Gegend präsentierte sich völlig normal. Auf einer bestimmten Höhe angekommen, drehte ich mich um. Das Camp lag unter mir, begraben in einem tiefen Schweigen.

Nur die Notleuchten spendeten ihr helles Licht. Es reichte kaum bis auf den Boden.

Ich atmete den Staub ein, den meine Füße aufgewirbelt hatten, und drehte mich um eine Felsennase herum. Hier führte der Pfad weiter und wurde noch steiler.

Zum Glück fand ich gewisse Einkerbungen im Boden, die mir den nötigen Halt gaben.

Wenn man mich schon nicht hörte, hätte man mich möglicherweise riechen können, weil eben von meiner Kleidung der widerlich-muffige Geruch ausströmte.

Waren Kruger und Guthry mit den Kindern allein, oder hatten sie Verstärkung erhalten?

Auch dieses Problem beschäftigte mich. Wer in der Höhe hockte, hatte es leicht, das Camp zu beobachten. Zudem gab es Ferngläser, deren Technik die Nacht zum Tage machte.

Angriffe ließen sich leicht aus dem Hinterhalt führen. So etwas traute ich Guthry und seinen Männern durchaus zu.

Aber sie hielten sich zurück, und ich gewann immer mehr an Höhe, bis ich das Hochplateau erreicht hatte. Karge Grasbüschel schauten aus dem Boden hervor wie Haare. Wind fiel auf die Fläche und pustete den trockenen Staub in Wolken hoch.

Ich wußte es nicht genau, aber ich hatte das Gefühl, als würde sich

hier mein Ziel befinden.

Aufgrund der langen Strecke hatten sich meine Augen auch an die Dunkelheit gewohnt. Ich nahm Umrisse wahr und erkannte, daß weit vor mir etwas Breites, Schwarzes in den Nachthimmel stieg wie eine Mauer, die vorhatte, die Wolken zu erreichen.

Das waren die eigentlichen Felsen, und dort mußte sich auch die geheimnisvolle Höhle befinden.

Kein Licht, keine Stimmen, nicht einmal die Geräusche irgend welcher Tiere drangen an meine Ohren. Wie Blei lag die Luft über dem Plateau. Der dünne Staub hatte sich auch auf meinem Gesicht festgesetzt, so daß es mir vorkam wie gepudert. Zudem juckte es.

Ich huschte weiter.

Abermals so lautlos wie möglich. Nur nicht auffallen. Am besten war es zu einem Schatten zu werden oder voll und ganz mit dem Untergrund zu verschmelzen.

Leider nicht möglich. Ich konnte mich weiterhin nur auf den Zufall verlassen.

Es war schwer, festzustellen, wie weit ich mich den Felsen genähert hatte. Vielleicht stand ich schon dicht davor, ich konnte auch noch viele Yards entfernt sein.

Bisher hatte ich nur mich selbst gehört. Das änderte sich in den nächsten Sekunden.

Ein ungewöhnliches und seltsames Geräusch drang an meine Ohren. Zunächst war es mir nicht möglich, es zu identifizieren, bis ich genauer horchte und feststellte, daß etwas über den harten, trockenen Boden schabte oder kratzte.

Ich blieb stehen, schaute nach rechts, sah dort nichts. Dann glitt mein Blick nach links.

Der Boden bewegte sich!

Es war unheimlich anzusehen, wie er auf einmal an verschiedenen Stellen, die nicht weit voneinander entfernt waren, Risse bekam.

Nicht sehr breit, mit der Spanne einer Hand zu vergleichen, aber die Risse waren auch nicht wegzudenken.

Aus der Tiefe her stieg etwas hervor. Was kam da, was hatte dort gelauert?

Das lebende Felsengesicht?

Daran konnte ich nicht so recht glauben. Es mußte irgend etwas anderes sein.

Bisher waren die Geräusche noch ziemlich leise gewesen. Nun änderte es sich. Die Erde rechts und links von mir sprang regelrecht auf. Sie zerknackte, als der Druck von innen sich noch weiter verstärkte, und auch hinter mir vernahm ich das Reißen.

Ich wollte vorlaufen, dazu kam es nicht mehr. Staub quoll hoch, und aus den Wolken erschien etwas Graues, Langes, Gekrümmtes, das an

den Enden sehr spitz war.
Zwei Hände! Wie Schaufeln hatten sie sich aus der Tiefe der Erde emporgegraben…

***

Bei Tageslicht hätte ich schon vorher sehen können, was mir widerfahren war. Jetzt erkannte ich es zu spät, denn die beiden Hände hatten mich regelrecht eingekreist. Mir blieb, wenn ich flüchten wollte, nur der Weg nach vorn.

Trotzdem rannte ich nicht weg. Das Hervorkommen der grauen, mächtigen Klauen war einfach zu faszinierend gewesen. Ich ging davon aus, daß sie dem Riesen gehörten, aber davon hatten die beiden Zeugen mir nichts gesagt.

Noch standen die Finger still. Ich maß nach und kam zu dem Ergebnis, daß sie sehr lang waren. Obwohl sie nicht völlig aus dem Boden hervorragten, reichten sie mir bis zur Hüfte.

Einige Zeit ließ ich verstreichen, bevor ich handelte, den rechten Fuß anhob und gegen einen der Finger trat.

Er war hart wie Stein. Eine tote Materie, die trotzdem lebte, denn nach meinem Tritt bewegte sich der Zeigefinger. Sehr langsam krümmte er sich und zeigte dabei auf mich, als wollte mich der Nagel in Schenkelhöhe durchbohren.

Ich ging ein Stück zur Seite.

Genau in diesem Augenblick bewegten sich auch die anderen Finger und die damit verbundenen und noch in der Erde steckenden Gelenke. Begleitet von einem trockenen Knacken und Reißen drängten sie auf mich zu, um mich in eine Falle zu führen.

Sie machten hinter mir den Weg eng und ließen mir nur die Möglichkeit, nach vorn zu laufen.

Das tat ich auch.

Nach drei Schritten stoppte ich und zuckte zusammen, denn eine Stimme war an meine Ohren gedrungen.

Im nächsten Moment flammten die lichtstarken Taschenlampen auf. Von drei Seiten her stachen sie auf mich zu und nagelten mich mit ihrer Helligkeit förmlich fest.

Meine Hand rutschte in Richtung Beretta, berührte die Waffe aber nicht, denn eine kalte Stimme befahl: »Wenn du auch nur eine dumme Bewegung machst, Bulle, bist du verloren!«

Ich nickte. Jeder sollte es sehen. Dann spreizte ich die Arme vom Körper.

Ich hatte die Stimme längst erkannt und wußte auch, wie ernst es dem Sprecher war.

Denn Kruger gehörte zu den Menschen, die über Leichen gingen…

***

Ich ließ einige Zeit verstreichen, bevor ich eine Antwort gegen die Felsen rief. »Es ist gut, Kruger, Sie haben die besseren Karten. Keine Sorge, ich werde nicht schießen.«

Er lachte. Die Felswand warf es als Echo zurück. »Es würde dir auch nicht bekommen, Bulle. Aber etwas anderes, kommst du vom Camp hoch?«

»Sicher.«

»Hast du es durchsucht?«

»Möglich.«

»Und wo war Dario? Er hat sich nämlich so sehr auf dich gefreut, weißt du. Der war ganz verrückt danach, dich in die Mangel nehmen zu können.«

»Sollte ich ihn gesehen haben?«

»Wo war Dario, Bulle?«

»Er lag unter einem der Betten und wollte mich unbedingt aufspießen. Reicht das?«

Kruger schwieg. Ich hörte, wie er wenig später mit anderen flüsterte. Bei seiner nächsten Frage klang die Stimme noch schärfer.

»Lebt er noch, Bulle?«

»Ja, er ist nur naß geworden. Das Bad im Pool hat er nicht vertragen. War wohl wasserscheu.«

Kruger lachte wieder. »Wasserscheu, okay, Bulle, das war's. Jetzt zieh deine Kanone mit spitzen Fingern hervor und wirf sie weg. Daß wir dich unter Kontrolle haben, brauchen wir dir ja nicht extra zu sagen – oder?«

»Nein, ich habe es bemerkt.« Es gefiel mir nicht, daß ich die Beretta loswurde, aber ich wollte nichts riskieren. Nach rechts schleuderte ich sie zur Seite. Wie ein Komet durchglitt sie den Lichtschein, fiel zu Boden und rutschte in der Dunkelheit, wo sie unerreichbar für mich liegenblieb.

»Ja, das ist gut. Welche Waffe hast du noch?«

Ich trug den Dolch noch bei mir, auch mein Kreuz, aber die beiden Dinge wollte ich nicht abgeben. »Da wäre noch eine Drahtschere. Ist das eine Waffe?«

»Weg damit!« befahl Kruger aus sicherer Deckung hervor.

Ich schleuderte sie in die andere Richtung, um anschließend die Arme zu heben.

»Ja, Bulle, so ist es gut. So ist es ausgezeichnet!« rief er mir aus der Dunkelheit entgegen. »Wunderbar.«

Für ihn und seine Kumpane war es leicht, für mich weniger. Ich stand noch immer im Treffpunkt der Lichtlanzen, die ihre Position allerdings veränderten, anfingen zu tanzen, als sich meine Aufpasser bewegten und sich von drei Seiten näherten.

Einer der Kegel traf genau mein Gesicht. Er füllte es aus, verschonte

die Augen nicht und blendete mich.

»Sei ruhig, Bulle, keine Bewegung, oder ich werde dir ein Autogramm ins Gesicht schnitzen.« Kruger sprach hinter mir. Er hatte einen Bogen geschlagen, war lautlos gegangen. Die Schritte seiner Kumpane hörte ich lauter.

»Fürchten Sie sich vor einem Waffenlosen?« fragte ich.

»Bestimmt nicht.«

»Es kam mir so vor.«

»Keine Sorge, wir sind schon gut. Wir wollen dich nur vernünftig zum Ziel bringen.«

»Zu Guthry?«

»Der Reverend wartet mit besonderer Freude auf dich. Er predigt die Liebe, doch er haßt Menschen, die sich ihm in den Weg stellen und seine Ziele nicht anerkennen. Da ist er dann rigoros. Daumen nach unten, Bulle, clario?«

»Also Mord.«

»Ja!«

Ich hatte den Kopf etwas gedreht und war damit einem Teil der Blendung entgangen. So konnte ich erkennen, daß nur mehr zwei Helfer dem Killer Kruger zur Seite standen.

Einer gegen drei!

Für mich nicht gut. Hinzuaddieren mußte ich noch den Reverend, der sich bei mir austoben würde.

Das Erscheinen der Kerle hatte mich vom Problem des Riesen abgelenkt. Ich kam wieder auf die Hände zu sprechen, die aus dem Erdboden gewachsen waren.

Kruger lachte und blies mir dabei seinen Atem in den Nacken.

»Toll, Bulle, nicht?«

»Ich weiß nicht so recht.«

Er lachte leise. »Das gehört zu den Geheimnissen des Reverends und dieser Gegend. Ich kann dir sagen, der Weg zum Paradies ist nicht einfach und manchmal sehr dornenvoll.«

»Landet ihr denn dort auch?«

»Wir haben ihn bereits gesehen«, erklärte er.

»Und ich kriege ihn auch zu Gesicht?«

»Klar.« Kruger gluckste leise. »Gesicht ist gut, Bulle. Das ist wirklich gut.«

Ich gab keine Antwort mehr. Im Rücken spürte ich den harten Druck der Mündung. »Von nun an werde ich immer hinter dir bleiben, bis wir unser Ziel erreicht haben. Weit brauchst du nicht zu laufen. Du wirst begeistert sein, das kann ich dir versprechen.«

»Bitte.«

Die Helfer rahmten uns ein. Sie waren Männer, die Kruger aufs Wort gehorchten. Da sie die Lichtlanzen nicht mehr auf mich richteten,

konnte ich sie erkennen.
Natürlich trugen sie ihre weiße Kleidung. Waffen sah ich nicht an ihnen, war allerdings überzeugt davon, das sie die Revolver oder Pistolen unter der Kleidung versteckt hielten.
Ob Kruger meine Beretta eingesteckt hatte, wußte ich nicht. Ich hatte mich auch entspannt und war irgendwie lockerer geworden.
Für mich zählte schon, daß die Kinder noch lebten, alles andere war zweitrangig geworden. Bevor wir gingen, schauten mich die Helfer an.
Sie besaßen eine gewisse Ähnlichkeit mit Kruger. Möglicherweise lag es auch an ihren Haarschnitten, sie glichen sich zu sehr, und in der Farbe ebenfalls.
Von den eigentlichen Zielen des Reverends hatte ich noch nichts erfahren. Ich wußte nur, daß die Kinder für ihn wichtig waren und daß er mit ihnen gegangen war.
Für mich stand auch fest, daß Magie eine Rolle spielte. Möglicherweise gepaart mit Mystik oder zusammen mit einer alten Geheimlehre, die aus dem Orient stammte.
Wer war Clupot? – Hatte der Riese den Namen bewußt bekommen? Mir war er bisher unbekannt gewesen, doch ich würde ihn in wenigen Minuten sehen können.
Der größte Teil des Körpers mußte im Erdreich verborgen sein, wenn ich den Aussagen der Zeugen glaubte. Sie hatten nur den Kopf gesehen, ich einen Teil der Finger.
Wenn ich beides miteinander verglich und nachrechnete, dann mußte der Schädel gewaltig sein, falls die Proportionen beibehalten blieben.
Meine drei Bewacher sprachen nicht mehr. Wenn sie die Füße aufsetzten, entstanden knirschende Geräusche. Als düstere Wand wuchs der Felsen breit und hoch vor mir. Einen Anfang sah ich ebenso wenig wie ein Ende. Da lag alles im dichten Grau der Finsternis vergraben, als sollte es nie mehr zum Vorschein kommen.
Meine Bewacher waren es gewohnt, im Gleichschritt zu gehen.
Den behielten sie auch jetzt bei und leuchteten mit ihren starken Lichtarmen gegen den Boden, bis Kruger ihnen einen anderen Befehl gab, der auch mir galt.
Wir hielten an.
In der folgenden Sekunde verstärkte sich wieder der Mündungsdruck in meinem Rücken. Gleichzeitig hoben Krugers Helfer ihre Arme an und strahlten nach vorn.
Da war ein Ziel!
Ich bekam große Augen, als ich es erkannte. Obwohl ich damit gerechnet hatte, war ich überrascht, den Felsen vor mir zu sehen. Nein, felsig war nur das Äußere. Alles andere besaß menschliche Züge, denn innerhalb der Wand sah ich tatsächlich ein gewaltiges

Gesicht, einen großen Kopf, dessen Kinn nicht zu sehen war, weil es im Boden verschwand.

»Das ist er!« flüsterte Kruger hinter mir, »das ist Clupot. Unser Weg in die Unendlichkeit.«

Ich schwieg, denn die beiden Helfer taten mir den Gefallen und bewegten ihre Lampen. So konnten die Kegel über das Gesicht gleiten, erwischten die Wangen, die dicke Nase, huschten über die Stirn und zeigten mir auch die verschieden großen Augen.

Das Gesicht bestand nicht nur aus Stein oder Fels, es war auch ebenso starr. Die Kinder jedoch hatten von einem Maul berichtet, von einer Höhle, die sich für sie aufgetan hatte. Ich sah nur den Mund und die steinernen Lippen, die fest geschlossen waren.

Kruger amüsierte sich über mein Erstaunen. »Bist du nun zufrieden, Bulle?«

»Eigentlich nicht.«

»Was fehlt denn noch?«

»Die Kinder berichteten mir von anderen Dingen, wenn Sie verstehen, Kruger.«

»Ah, du meinst die Öffnung?«

»So ist es.«

»Keine Sorge, das wirst du alles noch zu sehen bekommen. Es dauert nicht lange, denn auch du sollst in den Genuß dieser unglaublichen Kräfte kommen, die in ihm stecken.«

»Kennt Guthry sie?«

»Natürlich. Er hat sie gespürt, er war der erste, er hat sie sogar geweckt, mein Freund.«

»Da bin ich gespannt.«

»Das kannst du auch sein.« Kruger leuchtete ebenfalls gegen den Fels und zeichnete mit dem Lampenkegel die Konturen nach. Der Fels war sehr glatt. An manchen Stellen kam er mir vor wie ein Spiegel, so blendend warf das Gestein die Helligkeit zurück.

Die Löcher in der gewaltigen Nase besaßen Ausmaße, die es ermöglichten, einen Arm hineinzuschieben. Alles war bei ihm groß, aber es stimmten auch die Proportionen.

Länger als gewöhnlich leuchtete Kruger die Augen an. Der Lichtkegel setzte sich einmal in das rechte Auge fest, dann strahlte er das linke an. Ein Wechselspiel, das er nicht grundlos durchführte, denn ich hörte plötzlich ein bekanntes Geräusch.

Das Knirschen, das Knacken, als würden Kräfte innerhalb des Gesteins wüten, die es schafften, alles, was noch so fest war, auseinanderzudrücken.

Das hatte ich schon einmal erlebt, nur entstanden hier keine Risse oder Spalten. Das Gesicht blieb bei seiner ursprünglichen Form, auch die Lippen waren zusammengepreßt, aber durch sie lief ein Zittern,

und kleine Staubwolken quollen hoch.

Dann klafften sie auseinander. Gleichzeitig bewegten sich die Augen. Ich war gebannt, hatte Kruger, dessen Waffe und auch seine Helfer vergessen. Nur wußte ich nicht, auf was ich mich zuerst konzentrieren sollte. Auf die Augen oder den Mund.

Innerhalb der felsigen Augenhöhlen war Bewegung in die dort hineingedrückten Pupillen geraten. Sie rollten, es sah so aus, als würde der Steinkopf schielen.

Ich konnte das Phänomen nicht erklären. Mir rann nur eine Gänsehaut über den Rücken, denn der Vorgang hatte etwas Unheimliches an sich. Kruger war dicht bei mir geblieben. Er flüsterte: »Konzentriere dich auf Clupots Maul, Bulle. Es ist der Eintritt zum Glück in eine andere Zeit und Welt, verstehst du?«

»Ein transzendentales Tor?«

»So ähnlich.«

»Dann waren die Kinder in einer anderen Welt und sind deshalb so verstört zurückgekehrt.«

»Vielleicht.«

Es war mir alles zu unsicher. Zudem glaubte ich daran, daß Kruger einfach nicht mehr sagen wollte.

Ich rechnete mit allem. Sogar die Hölle ließ ich nicht außen vor, weil ich wußte, daß der Teufel auf der Erde gewisse Zentren geschaffen hatte, um in sein Reich mit den unendlichen Ausmaßen gelangen zu können.

Manche Menschen suchten auch nach direkten Wegen ins Jenseits oder in die Welt der Toten. Das hatte ich in der letzten Zeit ebenfalls erlebt. Alles war möglich.

Dann öffnete sich das Maul…

Der Unterkiefer bewegte sich dabei nicht. Er war starr mit dem Erdboden verwachsen. Aber der Oberkiefer glitt in die Höhe.

Gleichzeitig konnte ich sehen, wie das Gestein Falten warf.

Ein unerklärlicher Vorgang, denn es brach dabei nicht einmal auseinander.

Auf der Stirn, in Höhe der Nasenwurzel, an den Wangen, überall erschienen die Falten, so daß sich die Augen des Riesen noch stärker zusammenzogen.

Mein Blick fiel in das Maul!

Wie gesagt, ich hatte mir gewisse Vorstellungen von dem gemacht, was ich eventuell dort finden konnte. Jetzt, wo ich mit den Toten konfrontiert wurde, konnte ich alles vergessen, über das ich zuvor nachgedacht hatte.

Ich staunte nur und spürte dabei den Druck der kalten Mündung im Nacken. »Noch nicht, Sinclair, noch nicht«, flüsterte Kruger. »Ich gebe dir etwas Zeit. Wenn du nämlich einmal im Maul bist, kommst du

nicht wieder heraus…«

***

Commander Morg Taylor gehörte zu den Menschen, die, je höher sie in der Hierarchie gestiegen waren, sich zwangsläufig immer mehr von der Praxis entfernt hatten, weil sie mit administrativen Aufgaben überlastet waren.

Einsätze gewisser Größenordnungen wurden zwar von ihm geleitet, allerdings vom Schreibtisch aus. Wie froh war er, daß er in dieser Nacht selbst dabei sein konnte.

Mit drei Wagen waren sie losgefahren. Ein normales Fahrzeug, in dem Taylor neben einem Fahrer saß. In den beiden anderen Wagen hockten jeweils sechs Leute, verborgen durch einen Aufbau und auf harten Holzbänken. Die Beamten waren mit Schnellfeuergewehren bewaffnet. Einige von ihnen zählten erst seit kurzem zur Truppe. Es war der erste Einsatz, den sie mitmachten.

Der Commander fuhr voraus. Blaulicht und Sirenen blieben ausgeschaltet. Kurz vor dem Eingangstor hielten die Wagen innerhalb einer Staubwolke, die hinter dem Tor träge durch das Licht der einsam wirkenden Laterne quollen.

Geöffnet wurde ihnen nicht. Es war auch niemand zu sehen, der diese Aufgabe hätte übernehmen können, das Camp lag in einer unnatürlichen Stille.

Taylor überlegte und hörte gleichzeitig die Frage seines Fahrers.

»Sollen wir uns den Weg freimachen?«

»Gut umschrieben, Frank.«

»Ich werde es öffnen.«

Der Commander nickte, als sein Fahrer den Wagen verließ. Im Kofferraum befand sich eine große Zange, die nicht nur Draht zerschnitt, sondern auch eine Kette zerstören konnte, wie sie am Tor zum Grundstück angebracht worden war: An der Kette hing ein schweres Schloß, mehr Schau als Hindernis. Wenigstens nicht für einen gewieften Einbrecher.

Taylor schaute zu, wie sein Mann an der Kette arbeitete. Er mußte mehrere Male ansetzen, bevor es ihm gelang, die Glieder zu durchtrennen. Durch die offenen Scheiben drangen die scheppernden Geräusche, und Frank hob triumphierend den Arm, als die Kette auseinanderplatzte. Danach zerrte er das Tor auf.

»Wir können, Sir«, sagte er, die Zange auf den Rücksitz schleudernd.

Taylor nickte nur. Ihm gefiel die Sache nicht. Das Zerschneiden der Kette war nicht lautlos über die Bühne gegangen, doch niemand kam, um nachzuschauen. Das Camp lag in tiefer Stille.

Der Commander kannte sich auf dem Gelände aus. Er dirigierte seinen Fahrer dorthin, wo sich auch das Haus des Reverend Guthry

befand. Hinter ihm hielten die beiden anderen Wagen. Planen flogen hoch, die zwölf Männer verließen die Ladefläche.

Etwas ratlos standen sie herum, der Stahl ihrer Waffen schimmerte blaß.

»Sir, hier scheint niemand zu sein!« sagte jemand aus dem Pulk.

»Nicht einmal Ratten oder Mäuse.«

»Die Kinder müssen da sein.«

»Und wo?«

»Wir werden hingehen!« Morg Taylor kannte sich auf dem Gelände aus. Es war nicht sein erster Besuch im Camp. Zielstrebig schritt er auf das Schlafhaus zu, in dem die Jungen ihre Räume hatten. Das heißt, es war nur ein großer Schlafsaal, in den sie untergebracht worden waren. Man wollte Platz sparen.

Ihnen stellte sich keine verschlossene Tür entgegen. Morg Taylor hatte die Spitze übernommen. Er selbst trug sichtbar keine Waffe, als er den dunklen Flur betrat, Licht machte und seine Männer ebenfalls hineinließ.

Waschräume lagen auf der rechten Seite, sie aber mußten sich nach links wenden.

Taylor persönlich öffnete die große Doppeltür, stand im Schlafraum, nahm die Gerüche wahr, die die stickige Luft geschwängert hatten, und ging mit zögernden Schritten vor.

Die Gestelle der Betten zeichneten sich ab und ebenso die Körper der Kinder auf den Betten.

Taylor hatte einen trockenen Mund bekommen und spürte in der Kehle das bittere Kratzen, als er tiefer in den Raum schritt. Hinter ihm verteilten sich seine Leute.

Er bat sich Ruhe aus, weil ihm ein furchtbarer Verdacht gekommen war. Sehr schnell senkte sich die Stille über den Raum, und sein Verdacht verhärtete sich zur Gewißheit.

Trotzdem wollte er es genau wissen, drehte sich um, schaute in die blaß wirkenden Gesichter seiner Einsatztruppe. »Ich frage euch, Männer, was ist euch aufgefallen?«

Ihnen war etwas aufgefallen, das sah er, denn einige von ihnen senkten den Kopf. Sie wollten nicht so recht mit der Sprache heraus.

Schließlich sprach Frank, der Fahrer. »Sir, ich… wir hören kein Atmen der Kinder.«

Der Commander nickte zweimal sehr langsam. »Ja«, flüsterte er dann. »Sie haben recht, Frank. Auch ich höre es nicht. Es kann einiges zu bedeuten haben, wobei ich das Allerschlimmste nicht einmal annehmen möchte, aber wir müssen darauf gefaßt sein.«

Seine Worte hatten die Männer schwer getroffen. Jemand flüsterte:

»Mein Gott, ich habe auch zwei Kinder.«

»Guthry ist so etwas wie ein dämonischer Sekten-King«, erklärte der

Commander. »Er hat uns bisher täuschen können. Wir alle sind auf ihn hereingefallen.«

»Und jetzt?«

»Licht, bitte!«

Unter der Decke flammten zwei kreisförmige Lampen auf. Auch hier strahlte die Helligkeit der Leuchtstoffröhren in den Schlafraum.

Keine Vergnügungen, wenn man am Morgen aufstand.

Der Commander hielt seine Leute zurück. Er wollte es als erster sehen. Die Jungen lagen wie tot auf ihren Betten. Manche verkrümmt, andere ausgestreckt.

Taylor setzte sich auf den Rand des ersten Betts, fühlte nach dem Puls des Jungen, hatte dabei seine Gedanken ausgeschaltet, und ein jeder hörte ihn aufseufzen, als er sich wieder erhob. Mit schleppenden Schritten ging er zurück.

»Sie sind nicht tot«, erklärte er. »Sie liegen in einem tiefen Schlaf, der wahrscheinlich künstlich herbeigeführt worden ist. Trotzdem sollten wir einen Arzt holen. Übernehmen Sie das, Frank. Wir anderen gehen in das Haus der Mädchen.«

Jedem fiel ein Stein vom Herzen. Das Allerschlimmste war zum Glück nicht eingetreten.

Bei den Mädchen erlebten sie das gleiche Phänomen. Auch sie waren künstlich schlafengelegt worden. Als der Commander über eine Wange strich, merkte er nicht einmal ein Zucken.

Draußen sammelte er seine Leute wieder um sich und gab ihnen neue Anweisungen.

»Verteilt euch im Camp. Achtet darauf, daß kein Fremder hineinkommt. Durchsucht die Räume, wobei ich allerdings nicht glaube, daß ihr auf Personen treffen werdet. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Ich werde mich noch woanders umschauen.«

Er sagte nicht, wo. Von John Sinclair wußte Taylor allerdings von Dario, dem Killer. Als feuchtes und stöhnendes Etwas fand er den schwarzhaarigen, innerlich verdorbenen jungen Mann in der Umkleidekabine. Dario war dabei, aus seinem Zustand zu erwachen. Er merkte kaum, daß ihm Taylor Handschellen anlegte. Erst als er den Killer auf die Beine zerrte, fing Dario an zu protestieren.

»Halts Maul, Junge!«

Der Killer schwieg tatsächlich. Taylor ließ ihn vor sich nach draußen. Am Pool blieben sie stehen. Dario leicht schwankend, er litt noch unter den Folgen.

»Da hast du gebadet, nicht?«

»Verdammt, Commander, was soll das?«

»Ich will von dir eine Geschichte hören, Killer, aber kein Märchen, kapiert?«

»Wieso?«

Taylor drehte den jungen Sadisten heftig herum, damit er in dessen Gesicht schauen konnte. »Frag nicht so dumm. Hier geht es um Leben und Tod. Sechs Kinder fehlen, drei Jungen und drei Mädchen. Ich sage dir nur eines. Sollte ihnen ein Leid geschehen, sollten sie nur einen Kratzer abbekommen, mache ich dich persönlich dafür verantwortlich. Und glaube mir, Killer, ich reagiere allergisch, wenn es sich um Kinder handelt.«

»Ich habe sie doch nicht!« kreischte er.

»Das weiß ich, Dario. Du bist nur einer von Guthrys dreckigen und miesen Helfern gewesen. Aber du kennst sicherlich den Ort, wo die Kinder hingebracht wurden. Auch vermisse ich deinen Killerfreund Kruger und das andere Personal. Wo sind die weiblichen Kräfte.«

»Der Reverend hat sie weggeschickt. Sie machen Urlaub – alle. Sie sollten uns nicht stören.«

»Wie schön. Wobei denn nicht stören?«

»Sie sind zu ihm gegangen, zu Clupot!«

»Hä?«

»Ja, dort werden sie mit Kräften versehen, gegen die kein Mensch ankommt. Der Felsen, das Gesicht, das Maul, die anderen Welten, alles gehört zusammen.«

Der Commander deutete an seiner linken Schulter vorbei.

»Sprichst du von den Felsen jenseits des Geländes?«

»Richtig.«

»Und dort finden wir Clupot?«

»Ja.«

Taylor tätschelte die stoppelbärtige rechte Wange des Killers.

»Dann wirst du mit uns gehen, damit wir sicher sind, auch ans Ziel zu gelangen. Dein komischer Clupot wird sich bestimmt freuen.«

»Sie sollten nicht spotten, Commander. So etwas haben Sie noch nie in Ihrem Leben gesehen, davon können Sie nicht einmal träumen, wenn ich das so sagen darf.«

»Darfst du, Junge, darfst du. Aber führe uns hin. Können wir fahren?«

»Nur zum Teil.«

»Dann los.«

Die Polizisten starrten Dario finster an, als er an ihnen vorbeistolperte. Zusammen mit dem Commander stieg er in den Wagen. Taylor setzte sich neben ihn in den Fond.

»Wohin, Sir?« fragte der Fahrer.

»Hoch zu den Felsen.«

»Ach je.«

»Tut mir leid, aber es geht nicht anders. Wir müssen den größten Teil sowieso zu Fuß gehen.«

Sie rollten um das Camp herum. Es dauerte nicht sehr lange, bis sie in das unebene Gelände kamen, wo die Steine wie Buckel aus dem

Boden wuchsen, der Fahrer Frank ständig fluchte, wenn er das Kratzen unter der Auspuffwanne hörte.

Er trat schließlich auf die Bremse, weil es kein Durchkommen mehr gab. Zudem sollte der Wagen noch länger leben.

»Sir, es geht nicht mehr.«

»Schon gut.« Taylor öffnete die Tür und zerrte auch seinen Gefangenen hervor.

Hinter ihnen hielten die beiden anderen Einsatzwagen. Rasch verließen die Beamten die Ladefläche. Sie alle schauten hoch zu den Felsen, nur in die eine Richtung.

Es hätte dort dunkel sein müssen, und das war es auch zum größten Teil. Aber in der Finsternis zeichnete sich eine Lücke ab, eine helle Insel, die zu ihnen herüberglänzte wie ein strahlender, geballter Sternenhaufen.

»Was ist das?« fragte jemand.

Taylor gab keine Antwort, dafür ihr Gefangener, der zudem noch hell kicherte. »Es ist das Tor zur anderen Welt!« schrie er. »Das da oben, das ist Clupot…«

***

Beim Kampf mit Dario hatte mich sein Bajonett am Handrücken verletzt. Bisher hatte ich den Schmerz kaum gespürt, jetzt durchlief wieder das Zucken meine Hand.

Ich kümmerte mich nicht darum, es war mir auch egal, was Kruger und seine beiden Helfer dachten oder sagten, ich hatte allein Augen für das, was sich im Maul des Riesen abspielte, denn es faszinierte mich auf eine unheimliche Art und Weise.

Den Mittelpunkt bildete einzig und allein der Reverend. Ich hatte ihn bisher im normalen Straßenanzug kennengelernt, was nicht mehr zutraf, denn er hatte sich umgezogen.

Er trug jetzt ein weißes Gewand, das seinen Körper umgab wie ein Dreieck.

Oben schmal, wo der Kopf hervorschaute, und unten sehr breit, auch irgendwie schwingend.

Das Gewand war ferner verziert mit goldenen Längsstreifen, die sich von der Schulter bis zum Saum hinzogen. Darüber sah ich das Gesicht. Es schimmerte in einem Lichtschein, der hart und gleichzeitig als weicher Schleier die Höhle oder das Maul ausfüllte. Eine direkte Quelle konnte ich nicht entdecken, es war einfach da wie eine überirdische Botschaft aus den Tiefen des Alls.

Noch mehr faszinierte mich die Haltung des Reverends. Er saß im Schneidersitz. Nur hockte er nicht auf dem Boden oder einem weichen Kissen, nein, er schwebte in der Luft, etwa in Kopfhöhe der sechs Kinder, die ihn kreisförmig umstanden und ihm ihre Gesichter

zugewandt hatten.
Guthry war der Meister, und Guthry hatte es geschafft, die Erdanziehung zu überwinden.
Nicht durch irgendwelche technischen Hilfsmittel, denn es gab keinen Draht oder kein Band, das ihn gehalten hätte. Für die Tatsache galt eine andere Erklärung, eine metaphysische, keine magische.
Levitation!
Für die meisten Menschen, auch für mich, noch ein Phänomen.
Der Begriff leitet sich vom Lateinischen *levitas* – Leichtigkeit ab. Es ist die Aufhebung der Körperschwere, ein Schweben des Körpers im Raum ohne Hilfsmittel und gehört nach wie vor zu den Phänomenen dieser Welt. Nur wer sich innerlich völlig von den ihn umgebenden, alltäglichen Dingen gelöst hatte und tief hineingeglitten ist in die Geheimlehren der orientalischen Völker, wird etwas davon verstehen.
Guthry kannte es, er präsentierte sich seinen staunenden Zuschauern. Klar, daß diese ihn für ein Überwesen hielten, wenn nicht schon für einen Halbgott.
Ich sah ihn, ich sah die Kinder, die ihn umstanden, aber ich hatte nicht den Eindruck, als wäre auch ich von ihm wahrgenommen worden. Seine Augen waren nicht geschlossen, sie standen sogar sehr weit offen, doch in den Pupillen lag ein entrückter Ausdruck, als würde der Reverend etwas erkennen, das in irgendwelchen Fernen lag und unseren Blicken leider verborgen blieb.
Ich hatte die Höhle oder das Maul noch nicht betreten, stand zwei Schritte davor und nahm das zu Sehende in mich auf.
Gab es Grenzen?
Ein Mund oder Maul ging irgendwann über in einen finsteren Rachen, der ebenfalls eine Grenze besitzt, nur war davon nichts zu erkennen. Das Licht floß an allen Seiten auf die Versammelten zu, es drang zudem aus einer weit hinten liegenden Tiefe, die für mich keinen Anfang und kein Ende besaß. Das Innere des Mauls stellte tatsächlich eine andere Welt dar, in der ein Wesen namens Clupot regierte.
Ich hörte Krugers Lachen. »Na, Sinclair? Hast du genug gesehen? Bist du überrascht?«
»In der Tat.«
»Das glaube ich auch. Du solltest aber auch merken, daß du gegen ihn nicht ankommst. Der Reverend hat es geschafft und die alten Kräfte erweckt, die hier zurückgelassen wurden. Er hat sie gespürt, er wird sie für uns nutzbar machen.«
»Inwiefern? Was hat er vor?«
»Das weiß nur er, aber er brauchte die Kinder, denn es ist die Reinheit ihrer Seelen, die dafür sorgt, daß seine Kraft niemals versiegen wird. Er kann sie anzapfen und sich auf weite Reisen

begeben, von denen wir uns nicht einmal Vorstellungen machen können. Das alles solltest du nicht vergessen.«

»Will er Grenzen überwinden?«

»Ja, bestimmte Grenzen. Dimensionen sollten für ihn kein Hindernis sein. Dies ist der Weg in den Schrecken für dich, für andere aber ist er die Straße ins Glück.«

Davon war ich keineswegs überzeugt, behielt die Meinung jedoch für mich. Der Mündungsdruck »verriet« mir, daß ich vorgehen sollte, hinein in das weit geöffnete Maul, das mir vorkam wie der Zugang zu Ali Babas Räuberhöhle.

»Geh jetzt, Bulle!«

»Klar.« Ich setzte meinen rechten Fuß zuerst vor, danach den linken. Alles so ungewöhnlich angespannt, als wäre ich ein Mondfahrer, der ein völlig fremdes Territorium betritt.

Das Maul »schluckte« mich.

Der Druck war verschwunden. Ich riskierte einen Blick über die Schulter und stellte fest, daß Kruger und seine Helfer zurückgeblieben waren. Der blonde »Erzieher« zielte mit der Waffe auf mich, hielt mich noch in Schach, damit ich keine Dummheiten machte, aber das hatte ich auch nicht vor. Er sah meinen Blick und nickte.

»Auf Nimmerwiedersehen, Bulle. Vielleicht wird dich die Kraft darin zerreiben und zu Sternenstaub machen. Wer nicht trainiert ist, geht unter. Das hat uns Guthry einmal gesagt, und wir haben uns streng an diese Warnung gehalten.«

War ich trainiert?

Im Prinzip nicht, aber ich trug eine Waffe bei mir, die Kruger nicht entdeckt oder nicht als solche anerkannt hatte. Es war mein Kreuz, geschaffen vom Propheten Hesekiel in tiefer babylonischer Gefangenschaft, versehen mit magischen Zeichen, die er als Schutzfaktoren für wichtig gehalten hatte.

Dieses Kreuz konnte ich aktivieren und mich dabei auf die Urkräfte des Guten verlassen. So einsam war ich doch nicht.

Kruger ging wieder zurück. In das Knirschen seiner Schritte erklang ein anderes Geräusch. Dieses Kratzen und Zerren, wie ich es vorhin schon gehört hatte.

Wieder drehte ich mich.

Diesmal bekam ich eine Gänsehaut. Von oben her senkte sich der mächtige, zahnlose Oberkiefer dem Erdboden entgegen, um die Lücke zu schließen wie ein gewaltiges Tor.

Eine Chance zur Flucht gab es nicht. Wenn ich zurücklief, würde mich Kruger mit einem Kugelhagel empfangen, denn darauf wartete er nur. Er hatte eine Combat-Stellung eingenommen, grinste hart und zielte auf meine Brust.

»Willst du es versuchen?«

»Nein, ich bleibe!«
»Das habe ich mir auch so vorgestellt.«
Ich sah von ihm nur mehr einen Teil des Unterkörpers, alles andere war von dem sinkenden Oberkiefer verdeckt worden, der auch die letzte Lücke, die noch entstanden war, ausfüllte und mich innerhalb des Rachens zurückließ, zusammen mit Guthry, drei Jungen und drei Mädchen. Eine kleine Schar von Kindern, die aus gläubigen Augen zu dem Reverend hochstarrten und von ihrer anderen Umgebung nichts mitbekamen. Mich nahmen sie ebenfalls nicht zur Kenntnis.
An den Innenwänden glitzerten die Einschlüsse im grauen Gestein wie zahlreiche Sterne. Die Luft kam mir hier klarer vor als draußen.
Ich wollte nicht starr stehenbleiben. Der Reverend machte nicht den Eindruck, als wollte er sich um mich kümmern. Also setzte ich mich in Bewegung und ging auf die Kinder zu. Neben einem dunkelhaarigen Mädchen blieb ich stehen. Mit den Fingerkuppen streichelte ich über seine Wangen. Ich wollte feststellen, ob es bei der Berührung eine Reaktion zeigte. Nicht einmal die dünne Haut bewegte sich, geschweige denn das Kind. Es war fasziniert vom Anblick des schwebenden Meisters.
Bei den anderen fünf Kindern erlebte ich das gleiche Phänomen, so daß ich mich fragte, ob es Guthry bereits gelungen war, die Seelen anzuzapfen und sich deren Kräfte zu bedienen.
Das Kreuz ließ ich noch unter dem Hemd. Hinter den Kindern fand ich meinen Platz und schaute dem schwebenden und erstarrten Guthry direkt ins Gesicht.
Er trug auch jetzt seine Brille. Das bleiche Licht warf Reflexe über das Gestell, das aussah, als würde es jeden Augenblick explodieren.
Das Maul war nicht nur der Weg in den Schrecken, ich sah es auch als eine Höhle des Schweigens an, denn kein Laut durchbrach die Stille. Obwohl die Kinder existierten, war ihr Atmen nicht zu hören, und meine Stimme klang deshalb doppelt so laut, obwohl ich den Reverend nur flüsternd ansprach.
»Ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir uns einmal unterhalten, Mr. Guthry.«
Er reagierte nicht, blieb starr sitzen und kam mir in seiner Haltung arrogant vor.
Ich ging härter rann. »Soll ich dich da herunterholen, Meister? Es würde mir sogar Vergnügen bereiten.«
Jetzt tat sich etwas. Sehr langsam hob er die linke Hand an, berührte den Rahmen der Brille und rückte die Optik zurecht. Dabei neigte er leicht den Kopf, um mich anschauen zu können.
»Wir kennen uns, Guthry.«
Er nickte. »Ja, ich weiß, wer du bist. Du hast dich nicht vertreiben lassen, du wolltest das Geheimnis kennenlernen, jetzt hast du es

gesehen, aber du bist nicht würdig genug. Du bist ein Unwürdiger, dem das Geheimnis normalerweise verschlossen bleiben muß.«

»Schön, und was bedeutet das für mich?«

»Daß du sterben mußt.«

»Durch dich?«

Er ließ sich tatsächlich zu einem schmalen Lächeln hinreißen.

»Nein, mein Freund, durch ihn.«

Ich brauchte nicht lange zu raten. »Meinst du Clupot?«

»Ja.«

»Dann kannst du mir einen Gefallen tun, bevor ich sterbe. Ich möchte gern wissen, was es mit Clupot auf sich hat. Wieso ist aus dem Felsen ein Riesengesicht gewachsen?«

»Es wurde vor langer Zeit zurückgelassen, als die Götter unsere Planeten besuchten. Wie du sicherlich weißt, haben sie die gesamte Welt durchforscht, und sie haben überall ihre Spuren hinterlassen. Ob auf dem amerikanischen oder auf dem asiatischen Kontinent. Wer genau hinschaut und die Zeichen erkennt, kann sie deuten. Das haben auch damals die Kelten getan, die hier siedelten. Sie kannten sich mit den Kräften der Natur aus, sie wußten, daß es etwas gab, daß zwischen den Dingen lag. Schwingungen, die fest ruhten und erst geweckt werden mußten. Ihre Druiden waren mächtig. Einige von ihnen beschäftigten sich mit der Sternenkunde und auch mit der Magie. Sie schafften es, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen und dank ihrer Kräfte das Gesicht aus dem Felsen hervorzusprengen. Die Fremden aus dem All hatten es der Nachwelt überlassen und auch ihre Magie zurückgelassen. Was wir heute als kleines Wunder ansehen, war für sie selbstverständlich. Levitation, Telekinese, Teleportation – alles Dinge, die sie beherrschten, die bei ihnen zur Tagesordnung gehörten. Wir denken darüber nach, die Menschen von heute suchen verzweifelt nach den Dingen, die bei ihnen verschüttet worden sind, und nur wenige von ihnen finden den Weg, weil sie ihre Arroganz abgelegt haben und ihre Meinung, daß der Mensch die Krone aller Dinge ist. Sie haben sich kleingemacht, sie sind demütig geworden und fanden den Weg, während andere nicht über ihren Schatten der Arroganz springen können.«

»Du hast ihn gefunden!« stellte ich fest.

»Richtig, denn ich gehöre zu den Demütigen. Ich habe die Zeichen der Zeit erkannt, ich weiß, wann ich meinen Egoismus hinten anstellen muß. Ich habe erfahren, daß es der Reinheit und der Kraft verschiedener Seelen bedarf, um störende Hindernisse zu überwinden. Und wer, so frage ich dich, hat die reinsten Seelen?«

»Kinder!«

Er nickte sehr wohlwollend. »Gut geraten, Sinclair, es sind die Kinder, deren Seelen und Herzen unverbraucht sind. Sie geben mir

Kraft. Deshalb baute ich das Heim auf, ich selektierte, denn nicht jedes Kind konnte ich nehmen. In langen Gesprächen habe ich sie auf den Weg des Glücks vorbereitet. Ich habe sie Clupot suchen und finden lassen. Sie erreichten das Maul, sie traten ein, und sie erlebten diese wunderbare Welt.«

»Und sie kehrten völlig verstört zurück.«

»Das ist nur am Anfang. Jetzt sehen sie die Dinge schon ganz anders, Sinclair.«

»Wie denn?«

»Sie wissen inzwischen, daß die Gaben, mit denen ich gesegnet bin, auch für sie nicht unerreichbar sind. Sie können die Kräfte der Physik dank ihrer geistigen Macht überwinden, und so werden sie mich als Motor leiten, um andere Welten kennenzulernen. In diesem Gestein steckt eine gewaltige Kraft. Es sind Kristalle, Energiekristalle, auch wenn sie nicht so aussehen, aber ich kann es dir schwören. Sie haben sich ihrer Umgebung nur angepaßt, damit sie nicht jedem auffallen. Nur der Suchende, der Reine, der durfte sie finden.«

»Du siehst dich also als einer der Reinen an, Guthry?«

»Zweifelst du daran?«

»Ja!« konterte ich hart, »denn ich habe zahlreiche Menschen kennengelernt, die ebenfalls den reinen Weg gehen wollten – wie du. Sie sind ihn auch gegangen, und sie haben dabei dem Bösen abgeschworen, dem Mord, dem Verbrechen, sie konzentrierten sich nur auf die positive Kraft der Seelen. Du aber hast es mit Gewalt versucht, hast Killer um dich geschart, der Weg des Glücks endete für dich auf den Feldern des Schreckens und des Todes. Darauf kannst du dich verlassen.«

Die Antwort paßte ihm nicht. Er ballte seine Hände, um die Lippen zuckte es. »So etwas wagst du mir zu sagen?«

»Natürlich, weil es stimmt.«

»Ich kenne es besser, Sinclair. Ich weiß, daß ich denjenigen aus dem Weg schaffen muß, der mich stören und vernichten will. Du willst doch beides.«

»Eigentlich nicht, Guthry. Du bist mir im Prinzip egal und kannst herumturnen wie irgend jemand. Mir geht es allein um die Kinder, verstehst du das? Sie will ich aus deinen Klauen retten. Du brauchst ihre Seelen nicht anzuzapfen und sie irgendwann als psychische Krüppel zurücklassen. Kinder müssen sich entwickeln können, damit sie zu normalen Menschen heranwachsen, die lernen, den anderen zu achten, die im Leben fair sind, die sich aus eigener Kraft hocharbeiten und nicht schon in ihrer Kindheit zu Wracks gemacht werden. Das ist es, was ich von dir will, Guthry, und ich verspreche dir, daß ich die Kinder aus diesem verdammten Kreislauf herauszerren werde.«

Eine lange Rede voller Vorwürfe und Anklagen, die der Reverend

geschluckt hatte. Er brauchte seine Zeit, um mir eine Antwort zu geben. Dann schüttelte er unwillig den Kopf. Auf seinem Gesicht entstand ein Ausdruck der Wut, von dem auch der Haß nicht weit entfernt war. »Was redest du da? Was willst du von den Kindern? Sie befinden sich in meiner Hand, in meiner Welt, unter meinem Einfluß. Es wird dir nicht gelingen, sie zu holen, verstehst du das?«

»Wirklich nicht?«

»Nein, Sinclair, nein. Sie gehören mir, und sie gehorchen mir, was ich dir beweisen werde. Gib gut acht, konzentriere dich, achte genau auf alles, was du siehst!«

Sollte ich eingreifen, versuchen, ihn an seinem Plan – wie immer er auch aussehen mochte – zu hindern?

Nein, ich hielt mich noch zurück. Vielleicht leistete sich dieser Mensch eine Schwäche, die auch in seiner Stärke liegen konnte. Das würde ich sehen.

Bisher schwebte er still über dem Boden, drehte sich dann. Im Uhrzeigersinn schlug er einen Kreis, der allerdings immer dann unterbrochen wurde, wenn er eines der Kinder anschaute. Dann bohrte er seinen Blick in das jeweilige Augenpaar, als wollte er abermals ein Stück Seele entreißen.

Und die Kinder reagierten.

Nach jedem Kontakt zuckten sie zusammen. Sie bewegten dabei ihren Kopf und deuteten ein Nicken an.

Als er den Kreis geschlossen hatte, schwang mir das leise Lachen des Reverends entgegen. »Jetzt wirst du erleben, Sinclair, was es heißt, unter meiner Kontrolle zu stehen. Ich beweise dir, wie stark die Kinder mir zugetan sind. Gib acht!«

Einen Herzschlag später überkam mich der Eindruck, als würden seine Augen in einem Fieberglanz aufleuchten. Ein Strom der Kraft floß von ihnen ab, der sich nicht auf mich konzentrierte, sondern auf die Kinder, die ihm die Kraft ihrer reinen Seelen überlassen hatten.

Es war ihm gelungen, sie wirklich gut vorzubereiten, denn sie beherrschten die gleiche Gabe wie ihr Meister.

Plötzlich schwebten sie. Es war ein Schweben, das sie ohne jeglichen Kommentar hinnahmen. Sie bewegten nichts, die Gesichter blieben glatt, die Augen starr, und die Arme hingen wie festgeklebt rechts und links der Körper nach unten, mit ausgestreckten Händen.

Der Reverend hatte mit ihnen einen geistigen Kontakt aufgenommen und die Gesetze der Physik gebrochen.

Ich war zum Zuschauen verdammt und erlebte voll innerlicher Qual mit, wie stark die sechs Kinder unter dem Einfluß des Reverends standen. Ich griff nicht ein, weil ich sehen wollte, wie weit es dieser widerliche Mensch noch trieb.

Die Kinder stiegen so hoch, bis sie ihm direkt in die Augen schauen

konnten.
Dann stoppten sie.
Augenhöhe zu seinen Blicken, denn sie hatten die Kreisformation verlassen und schwebten nebeneinander direkt vor ihm. Allein durch seinen Blick bannte er sie in dieser Höhe.
Es war sehr still geworden. Plötzlich sprach er mich an, ohne die Kinder aus den Augen zu lassen. »Hast du gesehen, Sinclair, was geschehen ist? Hast du alles genau verfolgen können? Ich glaube, ja. Dann wirst du erkannt haben, wer hier die Macht besitzt und daß es nahezu unmöglich ist, sie zu brechen. Diese drei Paare gehorchen mir. Ich kann sie leiten, ich kann ihnen befehlen, und sie würden alles für mich tun, wenn du verstehst, was ich meine.«
»Sicher…«
»Wenn ich Ihnen jetzt erkläre, daß sich ein Feind hier eingeschlichen hat, wie werden sie wohl reagieren? Was glaubst du? Denkst du, daß sie dich mit offenen Armen umfangen werden? Glaubst du das wirklich, John Sinclair?«
»Ich weiß nicht.«
»Nein, sie sind schon zu sehr mit ihrer Welt verwachsen, ich werde dafür sorgen, daß sie meinem Befehl Folge leisten. Wenn ich ihnen sage, daß sie dich töten sollen, dann werden sie keine Sekunde zögern, dies zu tun. Ich besitze sie, ihre Seelen gehören mir. Mein ist ihre Psyche. Die alten Kräfte haben sich in mir vereint, und ich bin in der Lage, sie auch weiterzugeben.«
Er hatte vorhin schauspielern können, wie er wollte, geglaubt hatte ich ihm nicht. – Guthry würde die Kinder losschicken, um mich umzubringen, ein Wahnsinn war das!
»Wie?« fragte ich ihn, »wie haben Sie sich das vorgestellt, Reverend?« Meine Anrede war wieder kühler geworden. »Ich sehe keine Waffe bei ihnen.«
»Wir werden die Kraft haben, um deinen Körper zu zermalmen, Sinclair. Kruger sprach vorhin von Sternenstaub, zu dem du werden sollst. Ich will dir sagen, daß er nicht gelogen hat. Dein Körper wird sich auflösen und als Staub durch das ferne Weltall treiben. Das habe ich mir vorgenommen, denn so ergeht es allen Feinden.«
»Versuch es!« erwiderte ich knapp.
Er nickte.
Ich aber griff nach meinem Kreuz…

***

Kruger, der Blonde, der sich Erzieher nannte, grinste kalt, als er zuschaute, wie sich das Maul vor ihm schloß und John Sinclair, der Bulle, allmählich verschwand.
Er drehte sich gemächlich um, steckte seine Waffe weg und nickte

den beiden Begleitern zu, deren Taschenlampen noch immer eingeschaltet waren. Nur malten die Lichtstrahlen jetzt Kreise auf den Boden. »Habt ihr mitbekommen, wie mächtig der Reverend ist?«

Die jungen Männer nickten wie Marionetten.

Kruger gefiel das. Er haßte Diskussionen und Widersprüche. »Ich sage euch, daß wir genau den richtigen Weg gewählt haben, um ans Ziel zu gelangen. Es gibt keinen anderen und keinen besseren. Guthry hat uns eine Welt erschlossen, die nur den Auserwählten zur Verfügung steht. Er hat uns gezeigt, was Levitation ist. Noch sind wir nicht soweit, aber in einigen Tagen werden wir auch die letzten Schwierigkeiten überwunden haben, um uns zum Kreis der Auserwählten zählen zu können. Darauf könnt ihr euch verlassen das schwöre ich.«

Er hatte derart eindringlich geredet, daß ihm niemand eine Antwort gab. Was sollten die beiden auch sagen? Sie waren Marionetten und fuhren gut, wenn sie taten, was Kruger und der Reverend anordneten.

Trotzdem übernahm einer von ihnen das Wort. »Was geschieht jetzt mit dem Bullen?«

»Hast du nicht zugehört, Rod?«

Der Angesprochene begann zu stottern. »Ja – nein… ich meine, ich habe schon …«

Kruger hob die Hand, Rod verstummte. Er schaute zu, wie sein Boß etwas zwischen den Fingern zerrieb. »Sternenstaub!« flüsterte er. »Sinclair wird zu Sternenstaub werden, der irgendwo durch die Dimensionen treibt und schließlich im All landet. Das genau ist das Schicksal eines Bullen, das steht ihm zu, etwas anderes hat er nicht verdient. Wir alle können uns freuen. Einen John Sinclair wird es bald nicht mehr geben, das schwöre ich euch.«

Rod grinste, sein Kumpan ebenfalls. »Verdammt«, sagte dieser – er hörte auf den Namen Madonna, wegen seiner träumerischen Blicke, die er manchmal hatte. »Ich hätte gern gesehen, wie er zu Staub wird, und ich hätte ihn gern zerrieben.«

Kruger nickte. »Ich kann den Reverend ja mal fragen, ob er uns die Reste des Bullen zeigt.«

Sie lachten zu dritt, bis Kruger abrupt aufhörte und seinen Körper spannte, als hätte in ihm eine innere Alarmsirene geklungen. Kruger ging zwei Schritte vor und schüttelte unwirsch den Kopf, als ihn Rod fragte: »Hast du was?«

»Halts Maul! Und die Lampen aus!«

Die Lichtkreise verschwanden. Schlagartig war wieder die Dunkelheit über sie gefallen. Irgendwo in der Ferne zirpten Grillen. Wegen der Stille auch in größerer Distanz zu hören.

Kruger stand noch immer geduckt.

Nervös leckte er seine Lippen, schluckte und fuhr durch sein Haar.

Was hier ablief, gefiel ihm überhaupt nicht. Er hatte etwas gespürt,

auch gehört, ein klingendes Geräusch, als wäre Metall auf Steine gefallen.

Nicht weit von den beiden aus dem Boden wachsenden Krallen entfernt war er stehengeblieben und starrte in die Dunkelheit. Okay, tief unten im Camp leuchteten ein paar verloren wirkende Lichter.

Die Umgebung hier war allerdings so dunkel, daß er so gut wie nichts sehen konnte. Nur die Umrisse der Steine und Felsen, die auf ihn wie erstarrte Schatten wirkten.

»Was war denn los, verdammt?« zischte Madonna.

»Scheiße!« fluchte Kruger. »Ich habe etwas gehört. So ein komisches Klingeln.«

Madonna kam näher. »Meinst du, es würde noch jemand den Hügel hier hochkommen?«

»Man kann nie wissen.«

»Wer denn?«

»Weiß ich nicht.«

»Der Bulle war allein!« sagte Rodney laut.

»Jetzt nicht mehr!« gellte eine scharfe Stimme. Im gleichen Augenblick flammten die starken Strahlen der Lampen auf, die Commander Taylors Männer mitgenommen hatten. Ihre Strahlen trafen die drei Männer wie Lanzen. Sie spürten nun das gleiche wie Sinclair, als dieser von ihnen überrascht worden war.

Taylor beglückwünschte sich zu seinem Plan, und er konnte seine Leute nur bewundern. Sie hatten es geschafft, fast lautlos den Hang hochzukommen, die drei Weißgekleideten steckten in der Falle.

Der Commander befand sich an der Spitze. Das Licht der Lampen reichte nicht nur aus, die Männer festzunageln, es machte auch einen großen Teil der Umgebung sichtbar, ebenso die beiden Hände aus der Finsternis.

Die Krallen wurden von den Polizisten angestarrt. Sie hätten nie gedacht, daß so etwas möglich sein konnte, und sie fanden auch keine Erklärung für dieses Phänomen.

Ebenfalls sahen sie das Gesicht im Felsen, und der Commander schwor seinem Kollegen Sinclair Abbitte. Alles, was der vorausgesagt hatte, war leider eingetroffen.

Selbst Kruger war so überrascht worden, daß er sich nicht rührte.

Allerdings suchte er nach einem Ausweg, konnte nur auf Guthry hoffen, daß er merkte, in welcher Gefahr sich seine Getreuen befanden.

»Waffen wegwerfen!« peitschte Taylors Stimme. Es ging ihm nicht schnell genug. »Los, beeilt euch!«

Die Revolver prallten zu Boden. Auch eine Pistole blieb liegen, eine Beretta.

»Ja, das ist gut.« Erst jetzt war der Commander zufrieden. »Sie

werden auf die Lichtstrahlen zugehen!« kommandierte er. »Und zwar der Reihe nach. Sie, Kruger, gehen als letzter.«
»Ist gut, Sir. Ich weiß nur nicht, was Sie uns hier anhängen wollen.«
»Das werden wir Ihnen schon sagen.«
»Machen Sie nur keinen Fehler.«
»Keine Sorge, zerbrechen Sie sich über unsere Position mal nicht ihren kantigen Schädel.«
»Beleidigen lasse ich mich nicht, Bulle.«
»Ach, hör auf, verdammt!«
Madonna ging als erster. Sein Blick hatte nichts Engelhaftes mehr an sich, im Gegenteil, die Augen waren dunkel und wirkten irgendwo verzweifelt. Er hielt die Arme ebenso erhoben wie Rodney, der ihm mit wenigen Schritten Abstand folgte und zwischen den Felsen von den Polizisten erwartet wurde.
Blitzschnell und routiniert packten sie zu. Selbst das Klicken der einschnappenden Handschellen klang in der Stille zwischen den Felsen überlaut.
»Ja, Kruger, und jetzt zu Ihnen.« Der Commander ließ es sich nicht nehmen, den angeblichen Erzieher selbst anzusprechen. »Kommen Sie langsam, wie Ihre beiden Kumpane, auf uns zu. Dann wird Ihnen nichts geschehen. Für Sie ist das Spiel aus.«
»Und für Sinclair auch!« brüllte Kruger.
»Wieso das?«
Der Blonde deutete mit dem abgespreizten Daumen über seine Schulter hinweg. »Weißt du, wo er steckt, Bulle? Im Maul des Clupot. Dort ist er gefangen. Der Riese hat ihn geschluckt. Ist das nicht super? Wahrscheinlich besteht er nur mehr aus Sternenstaub. Ihr denkt, ihr hättet gewonnen. Tatsächlich aber befinden sich die wahren Sieger woanders. Hier steht einer von ihnen.«
»Glauben Sie das wirklich, Kruger?«
»Ja, das glaube ich.«
»So etwas wie Hoffnung für den Knast, wie?«
»Da gehe ich nicht hin.«
»Abwarten und jetzt…«
Der Commander sprach den Satz nicht zu Ende. Auch Kruger erstarrte, denn alle hatten ein fürchterliches Geräusch gehört. Ihnen drang ein schlimmes, gewaltiges Stöhnen entgegen.
Nicht von einem Menschen abgegeben, sondern von dem unheimlichen Felsgesicht, das vor ihnen so starr dastand und auch sein breites Maul noch geschlossen hielt.
Das war nicht alles.
Kruger hatte sich gedreht, er schaute das Gesicht an, spürte wieder so etwas wie Hoffnung, und er übersah, daß sich hinter ihm die aus der Erde wachsenden Hände des Riesen in Bewegung setzten und auf ihn

zuglitten. Das Reißen des Bodens ignorierte er, ging auch nicht weiter, und die beiden Riesenklauen griffen zu.

Wie Ringe umschlossen sie die Fußgelenke des Mannes, der nur noch schreien konnte…

***

Wenn ich irgendwann einmal starb, dann würde ich tatsächlich zu Staub zerfallen, das war der Weg alles Irdischen, daran konnte man nichts ändern.

Nur hatten ich keine Lust, zu irgendeinem Sternenstaub zu werden, denn daß der Reverend bluffte, daran glaubte ich nicht.

In dieser Höhle regierte die Magie, vielleicht auch die Mystik, und ich besaß das Gegenmittel.

Bevor Guthry noch etwas unternehmen konnte, hatte ich die Kette über meinen Kopf gestreift und hielt ihm das Kreuz entgegen.

Wie würde er reagieren?

Zunächst tat er nichts. Er starrte es an und zitterte. Dann hob er die Augenbrauen, doch die Levitationskraft blieb bestehen. Jedenfalls kippte Guthry nicht zu Boden.

»Nun, was sagst du dazu, Reverend?«

Der Mann gab ein Knurren ab, das Ähnlichkeit mit dem eines Wolfes hatte. »Was willst du damit schon erreichen?«

»Deinen Bann brechen!«

»Das soll dir gelingen?« Seine Stimme klang nicht mehr so sicher. »Wie denn?«

»Gib genau acht, mein Freund, gib gut acht.« Für mich waren die Kinder am wichtigsten, um sie kümmerte ich mich zuerst. Sie durften nicht zu Sklaven des Reverends werden, dazu waren sie zu schade. Sie schwebten glücklicherweise nicht zu hoch, ich konnte ihre Körper mühelos erreichen.

Der Reverend schaute mir zu. Er war nervös geworden, doch als ich das erste Kind mit dem Kreuz berührte, geschah nichts.

Die Levitation blieb, es fiel nicht dem Boden entgegen, wo ich stand, um es aufzufangen.

Ich ließ mir die Enttäuschung nicht anmerken, der Reverend aber fing an zu lachen. »Na, Bulle, was ist? Du hast es nicht geschafft. Meine Kraft ist stärker. Ich habe dir gesagt, daß ich die Kräfte mobilisieren werde, die deinen Körper zu Sternenstaub zermalmen. Von nun an gibt es kein Zurück mehr. Denk an die Kristalle, aus denen dieser gewaltige Kopf besteht. Sie können nicht nur aufbauen sie töten auch wie schnelle Messer.«

Bisher hatte ich davon nichts gemerkt. Doch als ich das Knistern hörte, schaute ich zurück.

An den Wänden tat sich etwas. Die graue Farbe des Gesteins

verschwand. Die Masse zog sich zusammen, als wäre sie erhitzt worden. Sie schmolz ohne Hitzeeinwirkung und nahm ein gläsernes Aussehen an, eben den kristallinen Zustand.

Zucker war es nicht, auch nicht so harmlos. Es ging zudem sehr schnell, kein Fleck wurde ausgelassen, während sich der Reverend freute und sich danach sehnte, daß der Sternenstaub mich vernichten würde. Wie kleine Messer sollte er sein, so hatte er es mir versprochen, und ich mußte leider zugeben, daß sich Guthry nicht geirrt hatte.

Wolken lösten sich mit gewaltigen Püffen. Ich war zur Seite gesprungen, um von den Kindern wegzukommen.

Die Wolken bliesen sich auf. Ich hörte Guthrys Schreie und Befehle und bekam mit, wie die aus unzähligen Kristallen bestehenden Wolken eine andere, verdammt gefährliche Form bekamen.

An vier verschiedenen Stellen veränderten sie sich zu langen, spitzen Lanzen. Waffen, die tatsächlich aus Kristallen bestanden und mich als Opfer ausgesucht hatten.

Um diesen drei zustoßenden Kristallpfeilen ausweichen zu können, mußte ich schnell sein wie ein Schatten, das wiederum war ich nicht, also suchte ich nach einer anderen Möglichkeit.

Eine spektakuläre Situation kam mir in den Sinn, so eine Mischung aus Bond und Indiana Jones. Es war noch Zeit, die Pfeile hatten mit sich selbst zu tun. Von den zerknackenden und zerbröselnden Wänden bekamen sie ständig Nachschub, der sich staubartig auf den äußeren Rand setzte und die Waffen noch weiter ausbaute.

Die Kinder standen in der Luft. Sie würden von den Pfeilen nicht erwischt werden, hoffte ich wenigstens. Der Reverend hockte über mir und wirkte in seiner Haltung wie ein Großmufti, der seinen fliegenden Teppich suchte.

Ich eilte geduckt auf ihn zu. »Was willst du, Bulle?« kreischte er mir entgegen.

Da sprang ich hoch!

Er schrie noch, es hatte keinen Sinn. Damit hielt er mich von einer Aktion nicht ab.

Ich hatte mich wuchtig abgestoßen, sehr viel Power in den Sprung gelegt, streckte die Arme aus und erwischte ihn dort, wo ich es auch haben wollte.

Mit beiden Händen umklammerte ich die Beine. Das Kreuz schaukelte vor meiner Brust. Durch die Kraft und durch mein Gewicht geriet der Reverend aus der Ruhelage. Ich zerrte ihn dem Boden entgegen, während die sechs Kinder weiterhin schwebten. Sie zitterten, und ich bekam den Eindruck, daß ihr Zustand sich ebenfalls dem Ende zuneigte.

Zuerst fielen wir.

Genau da rasten die Kristalllanzen los.

Mir blieb keine andere Wahl, als ihnen die Formel zur Aktivierung des Kreuzes entgegenzuschreien.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

In den folgenden Sekunden verwandelte sich das Innere des Steingötzen Clupot in eine wahre Hölle aus Licht…

***

Kruger hörte das Brechen und Knacken. Zuerst dachte er an die Erde, die durch den Druck der Hände weiter aufbrach. Dann erfaßte ihn der furchtbare, nie erlebte Schmerz, der ihn fast um den Verstand brachte. Er brüllte auf, riß die Arme hoch wie jemand, der sich vom Boden abstoßen wollte, aber er kam nicht weg.

Die Klauen hielten ihn gnadenlos fest.

Auch die Polizeibeamten wußten im ersten Moment nicht, wie sie reagieren sollten. Sie leuchteten die Männer zwar an, kümmerten sich auch um Madonna und Rodney, hatten aber Kruger aus den Augen verloren. Erst sein fürchterliches Schreien ließ sie wieder aufmerksam werden. Und es war der Commander selbst, der erkannte, was geschehen war.

»Verdammt, mehr Licht!« brüllte er und löste sich mit einem weiten Sprung aus seiner Deckung.

Schräg kam er auf, fing sich wieder und hetzte auf den Ort des Geschehens zu, verfolgt von den Warnungen seiner Männer, die mittlerweile auch erkannt hatten, was geschehen war.

Kruger lag auf dem Boden, das Gesicht im Staub. Man hörte ihn dumpf heulen. Die übergroßen Hände hielten selbst seine Waden umklammert, wobei sich eine von dem rechten Bein löste und nach unten fiel wie ein massiges Brett.

Die Klaue erwischte seinen Rücken.

Da war der Commander bei ihm. Er bückte sich, sah die Hand auf dem Körper liegen, zerrte an den Schultern des Mannes und wollte ihn unter der Steinklaue wegziehen.

Die andere Klaue schwang ebenfalls hoch.

»Commander! Achtung!« Drei Polizisten auf einmal brüllten ihm die Warnung zu.

Morg Taylor fühlte sich wieder an alte Zeiten erinnert. Er schleuderte seinen Körper zurück, krachte auf den Rücken, rollte sich dann zur Seite, hatte auch den Kopf erhoben und konnte mit ansehen, was geschah. Die zweite Steinpranke hämmerte ebenfalls auf den Körper des Blondhaarigen.

Diesmal schrie er nicht.

Taylor schloß die Augen, als er das schlimme Geräusch hörte, glitt zurück, sah wieder hin und erkannte, wie sich die Hände in die Höhe

reckten.
Die Finger waren gespreizt. Jeder einzelne schien eine Anklage gegen den dunklen Nachthimmel sein zu wollen. Sie standen hoch wie gewachsen, so starr – und sie veränderten sich.
Vor den Augen der Polizisten lief ein unheimlicher Vorgang ab, der mit einem leisen Knacken und Brechen begann, das sich verstärkte, zu einem Knistern wurde und dafür sorgte, daß sich im Innern der Finger etwas tat. Das Material verlor seine graue Farbe. Es sah Sekunden später so aus, als wäre es von einer Glasur überzogen worden, die dann zusammenschmolz, begleitet weiterhin von den knisternden Geräuschen.
Die Finger veränderten sich zu einer glasartigen, spröden Masse, die nicht besonders hart war, sondern zersprang, als wäre sie durch einen Druck zerquetscht worden.
Die kristalline Glasmasse verwandelte sich zu zahlreichen Krümeln, die zu Boden fielen und eine glitzernde Spur hinterließen.
Die Händen starben ab…
Morg Taylor holte tief Luft. »Verdammt!« keuchte er, »verdammt noch mal! Hätte das nicht früher sein können?« Er dachte an Kruger, der sein Leben verloren hatte, und wischte sich den Schweiß wie Wasser von der Stirn.
Atemlos schauten die Polizisten nebst ihren beiden Gefangenen zu, wie auch die letzten Reste vergingen. Damit jedoch war der eigentliche Vorgang nicht beendet, denn nach wie vor existierte der aus dem Boden ragende Schädel.
Aber dort ging es weiter.
Auch er hatte seine graue Farbe verloren. Statt dessen bildeten sich Kristalle, die immer durchsichtiger wurden, so daß die Männer in das Innere des Schädels schauen konnten. »John Sinclair, mein Gott!« ächzte der Commander und wankte wie auf Eiern gehend zurück…

***

Das Kreuz war besonders wirkungsvoll, wenn es gegen eine Erdmagie ankämpfen konnte.
So etwas war hier der Fall. In der Erde hatte sich das Grauen gesammelt, um irgendwann freizukommen.
Jetzt zeigte es sich, aber es konzentrierte sich nicht auf mich, sondern auf den Schwächeren, und das war nun mal Guthry.
Ich hatte die Formel gerufen, ich hatte das Licht herbeigeholt, das diese verfluchte Höhle mit seinem gleißenden Glanz ausfüllte und dafür sorgte, daß die gefährlichen Kristalllanzen nicht auf mich zurasten, sondern auf Guthry.
Er flog von mir weg, ich hatte ihm einen heftigen Stoß gegeben.
Hart landete er auf dem Rücken, wollte wieder hoch, da jagten

bereits die Kristalllanzen heran.

»Bleib liegen!« brüllte ich noch.

Zu spät.

Sie kamen von drei Seiten, und jede Lanze erwischte ihn mitten in der Bewegung.

Der Reverend schrie nicht mal, als die Waffen sich in seinen Körper bohrten. Er fand sogar noch die Kraft, sich zu erheben. Mit den Lanzen in der Brust, der Hüfte und dem Rücken stand er vor mir, glotzte mich starr an und ließ seine Hände fallen.

Es knirschte, als sich die Schwerter berührten, die plötzlich zusammenschmolzen und auch vor Guthry nicht Halt machten.

Ob die Masse erhitzt war oder nicht, das war mir unbekannt. Jedenfalls spürte ich keine Wärme.

Dafür Guthry!

Die schmelzende Masse machte ihn zu einem Opfer.

Er ging noch, aber sein Körper sah plötzlich gläsern aus, denn die Kristallschwerter schmolzen von innen her. Ich wollte nicht länger hinschauen, außerdem mußte ich mich um die Kinder kümmern und hier endlich rauskommen.

Sie standen da mit ausdruckslosen Gesichtern und ebenso leeren Augen.

Wahrscheinlich bekamen sie das Schreckliche nicht mit, was gut war. Ich lief auf sie zu und sah, daß sich selbst die Wände verhärtet hatten.

Wunderbar. Kein graues Gestein mehr, das mich aufhielt, sondern eine gläserne Umgebung, die mir kaum Widerstand entgegensetzte, als ich mit der Faust davorschlug.

Das Glas zitterte und zerbrach. Der Weg nach draußen war frei.

Ich drehte mich um. Noch hielten sich die Kinder zurück, und ich mußte sie erst anschreien, bevor sie sich in Bewegung setzten und auf mich zukamen.

Von außerhalb bekam ich Unterstützung. Neben mir tauchte der schwer keuchende Schatten auf. Es war Morg Taylor. »Verflixt, John, das begreife ich nicht.«

»Pack mit an!«

Der Commander wußte genau, was gemeint war. Wir schoben die Kinder durch die Lücke, die ich mit weiteren Schlägen erweitert hatte. Noch einmal drehte ich mich um.

Der Reverend bestand fast nur noch aus einer kristallinen Lache.

Sein Kopf allerdings schwamm noch obenauf, und der Mund stand offen wie zum Schrei.

Mir rann es kalt über den Rücken, als ich das sah. Dann rannte ich weg und hörte das knirschende Knacken, als hinter mir das Gesicht zusammenbrach.

Ich drehte mich noch einmal um!

Staub wallte hoch. Tausend kleine Nadeln und Krümel. Vielleicht der Sternenstaub, von dem Guthry gesprochen hatte?

Es war möglich. Nur hatte er mich nicht erwischt, sondern war wie ein Bumerang auf den Reverend zurückgewirbelt. Er hatte den Wind gesät und den Sturm geerntet.

Ich hob die Schultern und ging zu den anderen, die mich bereits erwarteten.

In der Felswand aber blieb ein großes Loch zurück…

***

Vier Polizisten trugen den toten Kruger ins Camp. Der Commander und ich hielten uns bei den Kindern auf, die allmählich aus ihrer innerlichen Starre erwachten, Fragen stellten, auch gewisse Antworten bekamen, aber nie die ganze Wahrheit erfuhren.

Die war einfach zu schlimm und hätte von ihnen auch nicht begriffen werden können.

»Weißt du, John, bisher habe ich nicht so recht daran glauben wollen, doch nun bin ich überzeugt.«

»Wovon?«

Morg grinste. »Von deinem Job. Daß du dich tatsächlich mit Monstren, Dämonen oder was weiß ich nicht alles herumschlagen mußt. Wenn du mich fragst, mir hat dieser eine Fall gereicht. Für mich wäre so ein Job nichts.«

»Das kann ich mir denken.«

»Mal ehrlich, fühlst du dich wohl?«

Ich blieb stehen. »Weißt du, Morg, man kann sich auch daran gewöhnen. Und das ist bei mir wohl der Fall. Zudem stehe ich nicht allein. Ich habe Freunde, auf die ich mich verlassen kann. Sie helfen mir bei dieser nicht leichten Arbeit.«

»Das ist auch gut.«

Im Camp fanden wir etwas zu trinken. Dabei durchsuchten wir das Büro des Reverends. Die anderen Polizisten kümmerten sich um die Kinder. Auch der von Taylor alarmierte Arzt war längst eingetroffen und stellte seine ersten Untersuchungen an.

»Ein Problem bleibt mir ja, John«, sagte der Kämpe aus alten Zeiten zu mir.

»Ach ja? Welches?«

»Die Kinder. Kannst du mir erklären, wohin ich sie geben soll?«

Eine gute Frage war das, auf die ich leider keine Antwort wußte.

In diesem Fall war es wie so oft bei einer Scheidung zwischen zwei Paaren. Die Kinder waren die Dummen, auf sie nahm keiner Rücksicht.

Der Commander lächelte bissig. »Du weißt auch keine Antwort, John, ich ebenfalls nicht.« Voller Zorn trat er gegen eine alte Blumenvase

aus Blech. »Manchmal, alter Junge, ist das Dasein ganz schön beschissen.«

Ich widersprach ihm nicht.

Irgendwann in den nächsten Wochen rief mich Morg Taylor einmal an und berichtete mir, daß er die Kinder in anderen Familien oder Heimen untergebracht hatte.

Also fast ein Happy-End. Denn eins ist sicher: Ein Heim kann ein intaktes Elternhaus nicht ersetzen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 597 »Leichen-Ladies«